This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

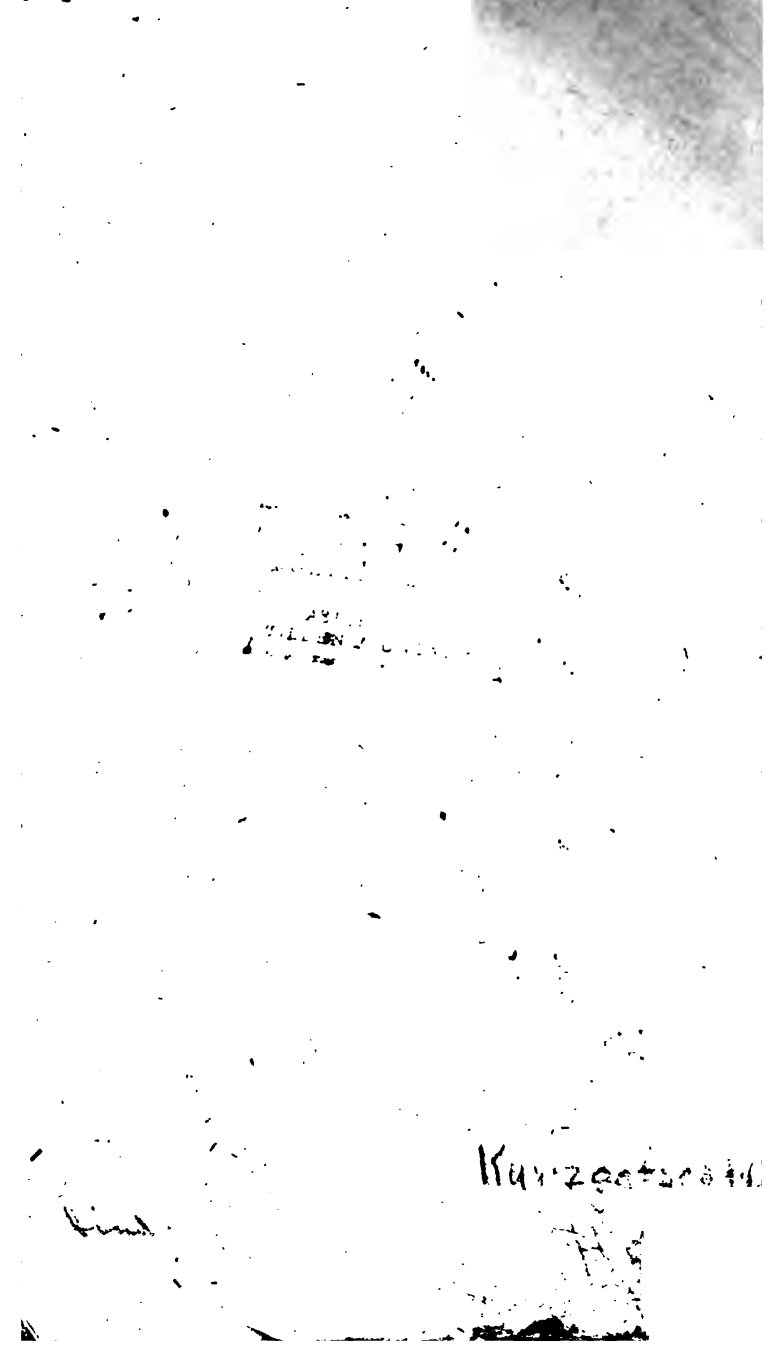
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08175017 0



Ein Schawanese

339193A

# Kurzgefaßte Indianer-Geschichte von Nord-Amerika.

Oder:

## authentische Nachricht

sowohl

von der Verfassung der daselbst wohnenden

## Braunen-Nation

überhaupt,

als denen beyden aus mehrern Abtheilungen bestehenden

## Delawaren- und Irokesen-Nationen

insonderheit.

---

## Erster Theil.

---

1805.

# Vorbericht.

Beschreibungen von den Sitten u. Gebräuchen fremder Völker, so wie von der innern Verfassung derer Länder worinnen sie wohnen, hatten von jeher einen vorzüglichen Anspruch auf den allgemeinen Beifall der Leser, besonders, wenn sie sich von deren untrüglichen Angabe gewiß überzeugen konnten.

Für die Zuverlässigkeit der in diesen Blättern enthaltenen Nachrichten, kann ich um so gewisser haften, da ich den Verfasser derselben, welcher sich über Vierzig Jahre lang ununterbrochen in verschiedenen Gegenden von Nordamerika und mehrentheils unter den Indianer-Nationen aufhielt, als einen wahrhaft würdigen Mann, persönlich kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Sollte indeß der Inhalt dieser Beschreibung in den einzelnen Abschnitten zuweilen etwas trocken scheinen wollen; so wird doch der Zusammenhang derselben, dem Wahrheit und Länderkunde liebenden Leser gewiß eine sehr angenehme Unterhaltung gewähren.

Uebrigens ist mir die Herausgabe derselben, so wie die Gegeneinanderhaltung der verschiedenen Gebräuche dieses braunen Menschen-Geschlechts, um so mehr unterhaltend und angenehm, da ich selbst in frühern Zeiten bey den Indianern in Südamerika ein Augenzeuge davon gewesen bin.

*Nota:* Die Erläuterung der Kupfer soll am Schlusse des ersten Theils folgen.

Der Herausgeber.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
339133A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1927 L

# Erster Abschnitt.

## Etwas von der Herkunft der Indianer, u. dem Lande worin sie wohnen überhaupt.

Die ersten Europäer, die nach Nord-Amerika kamen, fanden dieses große Land schon von vielen Nationen bewohnt, welche alle unter dem jetzo allgemeinen Namen Indianer begriffen werden. Jedoch sind die Meinungen, wegen ihres eigentlichen Ursprungs, getheilt. Diejenigen, welche die grosse Tartarey in Asien für das Vaterland der Amerikanischen Indianer annehmen wollen, dürften wohl die mehreste Wahrscheinkeit für sich haben.

Von den mancherley Abtheilungen der Nordamerikanischen Indianer, sollen hier blos die Delawaren und Irokesen zum Haupt-Gegenstand gewählt, die übrigen aber nur, um des Zusammenhangs willen, namentlich aufgeführt werden.

Die Delawar-Nation theilt sich in drey Stämme. Der erste ist der Unami-Stam, welcher der vornehmste und gleichsam das

Haupt dieser Nation ist. Den zweiten Stamm machen die Wunalachtikos aus, und den dritten die Monsys.

Der Name Delawaren ist der Nation ohne Zweifel von den Europäern gegeben worden, denn sie selbst nennen sich Woapunachky, d. i. Völker, die gegen den Aufgang der Sonne wohnen, weil sie vor diesem an der See nach Osten zu gewohnt haben.

Die Irokesen haben diesen Namen von den Franzosen bekommen. Die Engländer hingegen nennen sie jetzo die Sechs Nationen, weil sie aus sechs genau mit einander verbundenen Völkern bestehen. Sie selbst nennen sich Aquanuschioni, d. i. Bundesvölker, um einander immer daran zu erinnern, daß ihre Macht und Sicherheit darin bestehe, daß sie über ihrem Bunde gemeinschaftlich fest halten. Diese sechs Nationen sind: die Mohacks, die Oneider, die Onondoger, die Cajuger, die Senneker und die Tuscarores. Diese sollen in dieser Geschichte, um der Deutlichkeit willen, für gewöhnlich Irokesen genennet werden.

Auser diesen beyden Haupt-Nationen der Indianer, befinden sich in besagtem Lande noch folgende einzelne Abtheilungen derselben, namentlich: die Mahikander, die Schgwanosen, die Cherokesen, die Tylgwees, die Wawiachs.

echtanos, die Kikapus, die Moschkos, die Tukaschas, die Chipaways, die Ottowas, die Putéwoatamen, die Chikaas und die Creek-Indianer; welche alle im Lande umher zerstreut wohnen. Unter diesen findet man auch Neger, die sie theils als Gefangene eingebracht haben, theils auch wohl selbst den Europäern entkaufen und zu den Indianern geflüchtet sind.

In welchem Verhältniße die Delawaren und Irokesen unter einander, und mit den übrigen ebengenañten indianischen Völkern stehen; soll weiter unten in einem besondern Abschnitte von deren politischen Verfassung bemerket, jetzt aber von ihrem Lande eine kurze Beschreibung gegeben werden. — Dieser Theil von Nord Amerika liegt mit Inbegriff der grossen Landseen zwischen dem 37. und 48sten Grade nördlicher Breite, und dem 77sten und 92sten Grade westlicher Länge, von der Londoner Mittags-Linie an gerechnet. Seine größte Länge beträgt also ohngefehr 160, so wie seine größte Breite etwa 220 deutsche Meilen. Die Grenzen sind gegen Morgen Neuyork und Pensilvanien; gegen Mittag der Ohio-Fluß, gegen Abend der Missisippi, und gegen Mitternacht Canada.

Die-

Dieses Land ist überaus wasserreich, und hat so viel grosse Bäche, Flüsse und Landseen, daß man fast überall zu Wasser hinkommen kann. Sonderlich ist die Kette der eben erwehnten grossen Landseen etwas sehr merkwürdiges und prächtiges, und man könnte sie wegen ihres weitläuftigen Umfangs füglich inländische Meere frisches Wassers nennen. Der vornehmste ist der Ober-See, lacus superior, welcher sich zwischen dem 46sten und 50sten Grade nördlicher Breite und dem 84sten und 93sten Grade westlicher Länge von London befindet. Dieser lacus superior, ist wahrscheinlich der größeste Landsee auf dem ganzen Erdboden. Der Hauptmann Carvers fuhr auf diesem See über 200 Meilen, und bemerkte, daß der Grund größtentheils aus einem Felsenbette besteht. Das Wasser ist so rein und durchsichtig, als Luft; auch hat dasselbe die Eigenschaft, daß wenn gleich die Oberfläche dieses Sees im Sommer sehr warm ist, so ist dennoch das, was etwa eine Klafter tief herauf geholt wird, eiskalt. Stürme sind auf diesem See wie auf dem Ocean; die Wellen steigen fast eben so hoch, und sind den Schiffen nicht minder gefährlich. Er nimmt eine grosse Menge Flüsse auf, unter welchen sich ein kleiner, her, gerade,

ehe er in den See fällt, von dem Gipfel eines Berges mehr als 600 Schuh senkrechte herabstürzt, ganz besonders auszeichnet. Weil derselbe nur schmal ist, so zeigte er sich in der Ferne wie ein weisser Streif in der Luft.

Nach diesem ist der See Huron der grösseste, und mit jenem durch einen natürlichen Canal, die Strosse St. Maria genannt, vereinigt. Er liegt zwischen dem 43sten und 46sten Grade nördlicher Breite, und dem 79sten und 85sten Grade westlicher Länge von London. Sein Umkreis beträgt beynahe 200 Meilen. Unter andern Merkwürdigkeiten hat dieser See einen Busen, welcher der Donnerbusen genannt wird. Die Indianer sowohl als alle Europäer, die darüber gekommen sind, geben ihm einmüthig diesen Namen, weil sie jedesmal auf demselben Donnerwetter hatten.

Die übrigen drey Seen Mischigan, Erie und Ontario, sind ebenfalls durch natürliche Canäle mit den beiden erstern vereinigt; jedoch ist in allen ietztbenannten Landseen, welche viele Flüsse und Bäche aufnehmen, nicht der geringste Strom zu verspüren.

Ausser den übrigen kleinern Landseen, giebt es auch viele ansehnliche und zum Theil schiffbare Flüsse. Der vornehmste derselbe ist der in dem Lande der Delawaren und

Irokesen befindliche Ohioſluß, welcher wenigſtens 50 deutſche Meilen oberhalb Pittsburg nach Nordoſten zu in einem dicken Buſche entſpringt. Nächſt dieſem iſt der Miſſiſippe, beſonders wegen ſeiner Lage, einer der gröſſeſten und ſchönſten Flüſſe der Welt. An deſſen angenehmen Waldufern, ſieht man nicht ſelten ganze Heerden Wild, beſonders Elendthiere, weiden. Er nimmt ſehr viele Flüſſe auf, worunter einige der Donau und dem Rhein an Gröſſe nichts nachgeben. Unter den vielen Waſſerfällen, ſo in demſelben anzutreffen ſind, wird der merkwürdigſte St. Anton genannt. Dieſer macht ein ſolches Geräuſch, daß man es auf vier Meilen weit hören kann. Einige Meilen unterhalb demſelben befindet ſich die wegen ihrer erſtaunlichen Tiefe ſehr merkwürdige Höhle, welche von den Indianern die Wohnung des groſſen Geiſtes genennet wird. Endlich ergießt ſich dieſer Fluß durch verſchiedene Mündungen in den Meerbuſen von Mexico.

Der Niagaraſluß, bekommt in einer Entfernung von mehr als 330 deutſchen Meilen von ſeiner erſten Quelle, unterwegens von mehrern kleinen Flüſſen immerdar Zuwachs, woraus man ſehr leicht ſeine Gröſſe abnehmen kann. In dieſen ſtarken Fluſſe befinden

ſich

sich sodann zwei fürchterliche Wasserfälle, wo beim ersten derselbe 140 Schuh hoch herabstürzt, und beim zweiten, welcher anderthalb Meilen davon entfernt ist, wenigstens noch einmal so tief. Das Geräusch davon ist in einer unglaublichen Entfernung hörbar.

Bey diesen Wasserfällen müssen eben so wie auf dem Lorenzflusse, der gleichfalls viele Wasserfälle hat, die Fahrzeuge jedesmal ausgeladen werden, gleichwohl ist die Schiffahrt auf beiden dieser Flüsse nicht selten. Letzterer Fluß ist bey seiner Mündung, nachdem er verschiedene grosse und kleine Flüsse aufgenommen hat und in den Meerbusen von S. Lorenz fällt, gegen 18 Meilen breit.

Die Gegend an der Wabach ist sehr eben. Man kann ganze Tage daselbst reisen, ehe man einen Hügel, Baum, oder etwas Gebüsche zu Gesichte bekommt. Auf diesen Flächen sieht man oft grosse Heerden Büffel, von Hundert und mehr Stücken.

So wie überhaupt das ganze Land, welches die Delawaren und Irokesen inne haben, ungemein fruchtbar ist; eben so ist auch daselbst das vornehmste Gebirge anzutreffen, so das Alleghene-Gebirge genennet wird, und sich von Florida in verschiedenen Reihen fast ununterbrochen bis in die nördlichsten Gegenden von Nordamerika erstreckt.

Seine

Seine Länge wird auf mehr als 500 Meilen geschätzt, und gehört unter die längsten die man kennet. In Pensylvanien nennt man dieses Gebirge die blauen Berge, und den höchsten Gipfel desselben, den Wolfsberg, weil es daselbst ungemein viel Wölfe giebt. Es ist mehrentheils mit so dickem Gebüsche bedeckt, daß die Sonne beinahe nicht durchscheinen kann, und scheidet auf der Ostseite das Indianer-Land von Pensylvanien und den übrigen unterhalb gelegenen Colonie-Ländern.

Was das Klima überhaupt betrift, so hat man wahrgenommen, das in Gegenden von Nordamerika, die mit europäischen Provinzen unter einerley Breite liegen, gleichwohl die Kälte im Winter weit strenger und anhaltender ist. Dieses mag eines theils daher kommen, daß die Nord- und Nordwest-Winde, die diese Provinzen treffen, über ein weites mit Gebirgen, Wäldern und Seen angefülltes Land streichen, und dadurch sehr kalt werden; anderntheils aber dürfte der Mangel an Einwohnern, in Vergleichung mit dem weit stärker bevölkerten Europa, auch nicht wenig dazu beytragen. Es ist daher wahrscheinlich, daß das Klima in den dortigen Gegenden immer gemäßigter werden wird, jemehr die Anzahl der Einwohner zunimmt.

Im

Im Lande der Delawaren ist der Sommer gemeiniglich sehr warm. Julius und August sind zwar die heissesten Monathe, doch weiß man bis Weihnachten und zuweilen noch länger, daselbst von keiner sonderlichen Kälte; obschon der Muskingum-Fluß, weil er keinen starken Strom hat, die meisten Winter ein- auch wohl zweimal zufriert. Von sehr tiefen Schnee weiß man in dortigen Gegenden nicht viel; auch bleibt derselbe nicht leicht lange liegen. Hingegen ist im Irokesenlande der Winter sehr kalt und der Schnee gemeiniglich tief. Dabey lehrt die Erfahrung, daß 20 Meilen mehr nördlich oder südlich, dort einen sehr merklichen Unterschied in der Temperatur machen. So ist auch die Witterung auf der einen Seite des Alleghene-Gebirges von der auf der andern Seite nicht wenig verschieden.

Von Steine und Mineralien ist daselbst bis jetzt aus dem Grunde nur wenig bekannt, weil die Indianer fast gar keine Bedürfnisse kennen, welche sie zu Untersuchung dieser Erdprodukte nöthigen, woraus aber nicht zu schliessen, daß es daran fehle. Indessen weiß man, daß es in den von den Delawaren und Irokesen bewohnten Land-Gegenden weder Gold- noch Silberminen giebt, wohl aber Bley und Kupfer hie und da anzutreffen

ist.

ist. Unter andern findet man im Oberſee viele kleine Inſeln, die mit Kupfererz wie bedeckt ſind. An andern Orten zeigen ſich auch Adern von gediegenem Kupfer; ſo wie das Eiſenerz dort ebenfalls häufig anzutreffen iſt. Felſen ſieht man nur hin und wieder, denn die meiſten Berge und Hügel ſind nicht felſicht. Ein am Ohioſluſſe ſich findender weicher Sandſtein, giebt die beſten Schleifſteine; ſo iſt ein gewiſſer ſchwarzer Stein, der ſich leicht ſchneiden und bearbeiten läßt, für die Indianer von beſonderm Werth, denn ſie pflegen daraus ihre Tabackspfeiffen zu machen.

Was nun noch von den übrigen Produkten dieſes Indianerlandes als zuverläſſig gemeldet werden kann, wird gelegentlich vorkommen, wenn von der Lebensart und den Gebräuchen der Indianer die Rede ſeyn wird.

---

## Zweiter

# Zweiter Abschnitt.

## Körperliche Eigenschaften, Gemüthsbeschaffenheit, Sprachen, Wissenschaften und Künste der Indianer.

Die Delawaren und Irokesen und die mit ihnen verbundenen Nationen haben sowohl in Absicht des Körpers, als des Gemüths, sehr viel ähnliches. Die Mannsleute sind mehrentheils schlank, und von mittelmässiger Grösse, wohlgestaltet und gut gewachsen. Selten siehet man unter ihnen Verwachsene oder Krüppel. (*) Die Frauensleute sind klein, nicht so wohl gewachsen, und haben ein et-

was

(*.) Der Grund hiervon liegt in der ganz einfachen Erziehung der Kinder, so diese Nationen mit den Indianern in Surinam gemein haben, welche ihre Kinder sogleich von der Geburt an, ohne sie zu windeln, ausser der Mutterbrust lediglich an ein von Reißmehl und Wasser gekochtes laues Getränk gewöhnen. Dieses wird von Zeit zu Zeit etwas stärker zubereitet, und den Kindern in ihrem Alter angemessenen Portionen so lange zur Nahrung gereicht, bis sie allein zu essen anfangen.

d. H — g.

was plumperes Ansehen. Die Haut der Indianer hat eine röthlichbraune, dem Kupfer ziemlich ähnliche Farbe, doch mit Unterschied. Einige sind so gelbbraun, daß sie den Mulatten nicht viel nachgeben; andere so hellbraun, daß man sie von bräunlichten Europäern nicht unterscheiden würde, wenn ihre Haare und Augen sie nicht kenntlich machten. Erstere sind kohlschwarz, stark, lang und beynahe den Pferdehaaren ähnlich. Im Alter werden sie weiß. Krause Haare aber sind äuserst selten. –

Die Meinung einiger Schriftsteller, als ob die Indianer, selbst in ihren reifsten Jahren blos Haare auf dem Kopfe hätten, und alle übrige Körpertheile davon frey blieben, ist völlig ungegründet. Sie sind darinn von andern Menschen nicht verschieden. Weil sie aber den Auswuchs der Haare auf ihrem Körper für häßlich halten, so bringen sie es mit vieler Mühe dahin, daß fast keine Spur davon an ihnen zu sehen ist.

Ihre Augen sind groß und schwarz, und vorzüglich haben die Mannsleute, einen überaus wilden ja oft fürchterlichen Blick. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, und ihre Bildung ist mehrentheils angenehm. Ihre Wangenknochen stehen etwas hervor, welches jedoch mehr bey dem weiblichen als bey dem männli-

männlichen Geschlechte merkbar ist. Beide aber haben durchgängig schöne weisse Zähne.

In Ansehung der Leibeskräfte haben sie einen merklichen Vorzug. Die Mannsleute sind leicht auf den Beinen, und daher zum schnellen Laufen ungemein geschickt. Sie haben einen sehr feinen Geruch, so wie ein überaus scharfes Gesicht und leises Gehör. Ihr Gedächtniß ist so stark, daß sie jeden kleinen Umstand, der vor vielen Jahren in ihren Rathsversammlungen vorgekommen ist, wiederholen können. Ihre Einbildungskraft ist ungemein lebhaft, und trägt nicht wenig dazu bey, daß sie in vielen Sachen leicht und geschwind eine besondre Fertigkeit erlangen. Manche unter ihnen lassen im Umgange mit andern viel gesunde Vernunft sehen, und halten über Recht und Billigkeit; womit sie deutlich genug beweisen, daß sie die Sachen im rechten Lichte ansehen. Je mehr Veranlassung sie bekommen, ihren Verstand anzuwenden, desto mehr wird man gewahr, daß sie reichlich von Gott damit begabt sind.

So wenig Cultur unter diesen Indianern ist, so zeichnen sie sich doch in ihrem sittlichen Leben so aus, daß vielleicht kein anderes heidnisches Volk so viel Schein des Guten und der Tugend hat. Nachfolgende wenige Bemerkungen, welche der Verfasser aus vielj

jäh-

jährigem Umgange und genauer Bekanntschaft mit ihnen zu machen Gelegenheit gehabt hat, werden solches bestätigen.

Im gemeinen Leben und Umgang zeigen die Indianer viel äuserlichen Anstand. Für gewöhnlich begegnen sie sowohl einander als auch Fremden freundlich und bescheiden, aber ohne leere Complimente. Ihr ganzes Betragen erscheinet im allgemeinen gesetzt und vorsichtig. In wichtigen Fällen pflegen sie jedes Wort und jede Handlung mit einer ganz eigenen Gemüthsruhe und Ernsthaftigkeit zu überlegen und sich vor Uebereilung in Acht zu nehmen. Doch entdeckt man bey genauerer Bekanntschaft mit ihnen gar leicht, daß ihre Vorsichtigkeit vorzüglich aus Mistrauen entspringt, und ihre Gemüthsruhe mehr im Scheine bestehet. Die Verstellungskunst haben sie vollkommen in ihrer Gewalt.

In dem Umgange beider Geschlechter bezeigen sie sich züchtig und anständig. Wenigstens wird öffentlich nicht etwas geiles und ungesittetes bey ihnen wahrzunehmen seyn. Aber darum sind sie von der Unzucht nicht ganz frey, und selbst unnatürliche Sünden unter ihnen nicht ungewöhnlich.

Sie sind gesellig und freundlich. Zank, Spötterey und jede Art der Beleidigung, wird

in

in ihren gegenseitigen Besuchen sorgfältig vermieden. Niemanden beschämen sie, keinem werden, da geradezu Vorwürfe gemacht. Die Jagd, Fischerey und ihre Staatssachen machen gewöhnlich den Inhalt ihrer vertrauten Gespräche aus. Keiner fällt dabey dem andern in die Rede. Mit Neuigkeiten lassen sie sich gar zu gern unterhalten. Auch darum nehmen sie gern Fremde auf; doch fragen sie dieselben nicht eher um Neuigkeiten, als bis eine Pfeiffe Taback geraucht worden. Fluchen und Schwören ist bey ihren Gesprächen um so mehr ungewöhnlich, weil sie dazu in ihrer Sprache gar keine Formeln haben.

Aus ihrem Betragen läßt sich auf das festeste Vertrauen gegen einander schliessen. Ihre Jagdgeräthe, so wie ihr Wildpret lassen sie oft mehrere Tage frey liegen. Just nicht darum, weil sie auf die Ehrlichkeit und Treue ihrer Landsleute sichere Rechnung machen; denn Stehlen ist unter ihnen nicht ungewöhnlich; sondern weil die Indianer jedes Mistrauen gegen sie für die höchste Beleidigung halten. Also hat bey der Bewahrung des geschossenen Wildes nur Hinsicht auf Raubthiere statt.

Verschiedenheit der Stände mit allen ihren Folgen hat unter ihnen nicht statt. Sie

sind alle gleich vornehm und frey. Nur Vermögen, Alter, Geschicklichkeit, Tapferkeit und Aemter geben unter ihnen Vorzüge. Wer den Oberhäuptern viel Wampom (*) verschafft, wird für einen vornehmen reichen Mann gehalten. Das Alter ist durchgängig bey ihnen in grosser Achtung, weil sie mit dem Begrif eines langen Lebens auch den Begriff der Weisheit verbinden. Junge Indianer suchen durch Geschenke, die sie alten Männern auf die beste Weise machen, von ihnen nützlichen Unterricht zu erhalten, wie sie ebenfalls zu einem hohen Alter gelangen können. Ein geschickter Jäger, ein tapferer Anführer der Kriegsleute und ein weiser Chief stehen bey ihnen in grosser Achtung; und kein Indianer, so frey er sich auch dünkt, weigert sich, seinem Anführer im Kriege und seinem Chief zu folgen.

Sie lieben die Geschenke, sind aber sehr geneigt, sie als Schuldigkeiten anzusehen, und nehmen es sogar übel, wenn man damit nicht fortfährt.

Die Gastfreyheit der Indianer ist berühmt. Sie erstreckt sich auch auf Fremde, die zu ihnen ihre Zuflucht nehmen. Dies halten sie für eine ih-

(*). Wampom, s. weiter unter.

ihrer heiligsten Pflichten, der sich niemand entziehen darf. Wenn sie ihnen verweigert, beleidiget sie hart, und setzt sich selbst allgemeiner Verrachtung u. Schande, so wie der Rache des Beleidigten aus.

Gegen ihre Feinde sind sie grausam u. unversöhnlich, und wenn sie von Zorn übernommen werden, gehen sie gleich auf Mord und Todschlag los. Sie wissen zwar ihre Leidenschaften geschickt zu verbergen, und deren Befriedigung auf eine gelegene Zeit zu verschieben; desto heftiger aber ist alsdann der Ausbruch. Ihre Rachbegierde hat keine Grenzen; und wenn sie sich nicht selbst rächen können, so fordern sie ihre Brüder und Nachkommen dazu auf. Die längste Zeit ist dennoch nicht vermögend, ihren Haß zu dämpfen, und der entlegenste Ort setzt ihren Feind gegen ihre Rache nicht in Sicherheit.

Hurerey, Stehlen, Lügen und Betrügen, halten sie für Schandthaten, die sie derb schiedentlich bestrafen. Einem Ehebrecher sucht der Beleidigte gleiches mit gleichen zu vergelten, oder i. e. aus der Welt zu schaffen. Die Ehebrecherin wird entweder blos verstossen, oder gar ums Leben gebracht. Ein Dieb muß das Gestohlene ersetzen; hat er aber selbst nichts, oder kann nicht belangt werden, so müssen seine Verwandte für ihn büssen. Bey

gewalt-

gewaltsamen Räubereyen werden die Künste der Zauberer zu Hülfe genommen, die den Räuber auf eine unerklärbare Weise in die andere Welt schicken.

Mord und Todschlag kommen unter den Indianern, seitdem sie den Rum so unmässig ergeben sind, sehr häufig vor. Selten endigt sich eines ihrer Feste ohne Blutvergiessen. Die Schuld wird zwar lediglich auf den Rum geschoben: gleichwohl wird auch der Mord in besoffenen Muthe, bestraft. Für eine Mannsperson muß der Mörder 100 Klafter Wampom, und für eine Weibsperson 200 erlegen. Ist er aber dieses nicht vermögend; so muß er sich der Verfolgung des Bluträchers durch die Flucht entziehn. Am leichtesten kommt allemal der Mörder eines Blutsverwandten durch. Denn die Familie, welcher allein die Blutrache zukommt, will nicht gern durch die strenge Bestrafung des Mörders auf einmal zwey Mitglieder verlieren und sich dadurch schwächen. Daher suchen sie die Sache in der Güte zu vermitteln, oder gar den Mörder zu rechtfertigen.

Dem Stehlen und Lügen, der Zanksucht, der Verleumdung und Schwätzerey ist sonderlich das weibliche Geschlecht unter ihnen ergeben.

Die

Die Indianer, ins ganze genommen, sind ruheliebend, sonderlich die Mannsleute. Auf die Jagd, die ihre Hauptbeschäftigung ist, verwenden sie anhaltend nur einige Monate im Jahre. Die übrige Zeit verbringen sie gröſtentheils im Müſſiggange; die Weibsleute hingegen haben die ganze Haushaltung allein zu besorgen. Nur Hunger und Mangel kann den Indianer aus seiner Trägheit reiſſen und thätig machen.

Nichts liegt jedem Indianer mehr am Herzen, als die Ehre und der Wohlstand seiner Nation. Die Unabhängigkeit schätzen sie als einen alles übertreffenden Vorzug. Den Europäern gestehen sie gerne ihre Vorzüge in gewiſſen Künsten zu; aber sie verachten sie darum, weil sie ihnen mit mühsamer Dienstbarkeit verbunden zu seyn scheinen. Die Vorzüge, die sie in der Jagd, Fischerey, und selbst in der Moralität vor den Europäern zu haben vermeynen, achten sie weit höher als alle europäische Cultur. Sie haben zu nichts weniger Luſt, als ihre Lebensart mit der europäischen zu vertauschen, und sagen; so wenig sich der Fisch zur Lebensart des Vogels paßt, eben so wenig würde es sich schicken, wenn die Indianer europäisch leben wollten. Dieser Nationalgeist der Indianer wirkt zum Besten ihres Volks die gröſten Thaten. Zu dessen

Ver-

Vertheidigung scheuē sie keine Gefahr, ertragen die allerempfindlichsten Schmerzen mit Gelassenheit und gehen selbst dem Tode ganz unerschrocken entgegen. Noch in ihren letzten Augenblicken behaupten sie zur Ehre ihres Volks die größte Beherztheit und trotzen den heftigsten und schrecklichsten Martern mit wildem Stolze.

Seit dem letzten Kriege, wodurch sich die amerikanischen Colonien die Unabhängigkeit erwarben, werden alle weisse Amerikaner von den Indianern Langmesser genannt, von den langen Degen, den sie tragen.

Welche Sprache für die Mutter der Irokesischen und der Delawarischen eigentlich zu halten sey? ist für die Zeit noch eben so grossen Schwierigkeiten unterworfen, als die Untersuchung des Ursprungs dieser Völker selbst. Indessen läßt sich mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß diese beiden Sprachen in dem ganzen nördlichen Theil von Nordamerika, blos Terra Labardor ausgenommen, die Hauptsprachen sind, aus welchen die übrigen höchstwahrscheinlich herstammen; doch sind diese ebengenannten beiden Sprachen von einander vollkommen unterschieden.

Die Delawar-Sprache hat etwas angenehmes, u. läßt sich im gemeinen Umgange sowohl, als in öffentlichen Vorträgen sehr gut hören;

jedoch

jedoch hat jeder der drey Stämme dieſer Nation ſeine eigene Mundart. Eben ſo haben die Irokeſen nur eine Sprache, aber jeder von den ſechs zu ihrem Bunde gehörigen Stämme hat eine beſondre Mundart. Alle aber können einander leicht verſtehen. Uebrigens iſt die Sprache der Irokeſen für Deutſche weit leichter zu erlernen, als die Delawariſche.

Wiſſenſchaften und Künſte muß man unter den Indianern nicht ſuchen, auch nicht Luſt und Neigung dazu. Nicht nur können ſie weder leſen noch ſchreiben, ſondern es hält auch ſehr ſchwer, ihnen davon einen Begriff beyzubringen. Zeigt man ihnen ein geſchriebenes Blatt oder gedrucktes Buch, und erzählt ihnen etwas daraus, ſo denken ſie, ein Geiſt rede dadurch heimlich mit dem, der es lieſt, und ſage ihm alles was er wiſſen will. Ein Brief iſt daher bey ihnen etwas ſehr wichtiges, ſonderlich wenn er zugeſiegelt iſt. Haben ſie bey den weiſſen Leuten Friedensſchlüſſe, Kontrakte, Kaufbriefe u. d. g. zu unterzeichnen, welches allemal ihre Oberhäupter, Hauptmänner und Rathsleute verrichten müſſen; ſo thun ſie es nicht ſelbſt, ſondern laſſen ihre Namen durch jemand anders unterſchreiben. Jeder aber fügt zu dem ſeinigen noch ein Zeichen, welches etwa in den Fuß eines welſchen Huhns, einer Schildkröte oder einer andern Figur beſteht.

Da das Lesen und Schreiben den Indianern, wie gesagt, unbekannt ist, und ihre Geschichte daher nur auf Ueberlieferung mündlicher Nachrichten beruht; so ist die natürliche Folge davon, daß man, anstatt wahrer Begebenheiten älterer Zeiten, nur Fabeln von ihrem Ursprung und ihren Voreltern von ihnen erfahren kann. Die Irokesen z. B. erzählen, die Indianer hätten anfänglich unter der Erde gewohnt, und da sie einmal zufälliger Weise von einem schönen Lande auf der Oberfläche der Erde gehört, hätten sie ihre unterirdische Wohnung verlassen, u. das schöne Land in Besitz genommen. Die Delawaren hingegen behaupten, der Himmel sey von Menschen bewohnt, und von daher wären die Indianer auf die Erde gekommen. Eine schwangere Frau sey von ihrem Manne verstossen und vom Himmel herunter geworfen worden; u. von den Zwillingen, die sie geboren, sey das Land bevölkert worden. Nach der Erzählung der Nantikoks aber hätten sich sieben Indianer auf einmal an der See sitzend befunden, und selbst nicht gewußt, ob sie auf derselben Stelle erst erschaffen worden, oder ob sie über die See oder sonst woher gekommen wären. Diese hätten sich hernach vermehrt und das Land bevölkert. Nach andern Nachrichten sind die ersten Indianer aus dem Wasser hervorgekommen.

Eine Schawanese

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

Diese albernen Erzählungen wollen im Ganzen vielleicht nur so viel sagen, daß die Indianer aus einer andern Weltgegend hergekommen sind.

Wenn die Delawaren mit Europäern von ihren Vorfahren reden; so wissen sie immer nur zu erzählen, daß sie grosse Kriegsmänner gewesen, und viele Heldenthaten verrichtet haben. Ihre Geschlechter herzuzählen, gewähret ihnen ein ungemeines Vergnügen. Sie haben darin eine solche Fertigkeit, daß sie die Haupt- und Nebenlinien aufs pünktlichste darlegen können. Dabey pflegen sie ihre Voreltern zu charakterisiren, z. B. der oder jener war ein verständiger und weiser Mann, oder ein grosses Oberhaupt, oder ein berühmter Kriegsmann, u. d. g.

Ihre Hieroglyphen sind bedeutende Figuren, die sie seltener in Steine hauen, als an Bäume mahlen. Sie haben die Absicht, entweder vor Gefahr zu warnen, oder den richtigen Weg zu bezeichnen, so wie auch einen Vorgang kund zu thun, oder das Andenken berühmter Männer und denkwürdiger Thaten zu erhalten. Eine einzige solche Figur ist für Kenner eben das, was bey uns ein weitläuftiger schriftlicher Aufsatz ist. Sie wählen z. B. einen schönen grossen Baum, der an einer Anhöhe steht, nehmen auf der

einen Seite die Rinde ab, und schaben das Holz glatt. Darauf mahlen sie den Kriegsmann, dessen Ruhm sie nicht wollen in Vergessenheit kommen lassen, mit seiner Kriegsrüstung, und zu seinen Füssen so viele Menschen ohne Kopf oder ohne Arme, als er Feinde mit eigner Hand erlegt hat. Eine solche Mahlerey kann wohl 50 und mehrere Jahre kenntlich bleiben. Wenn man mit ihnen reiset und zu einem solchen Denkmal kommt, so ist es eine ganz eigene Freude für sie, wenn man dabey stille steht und sie anhört, was sie von ihren Helden zu rühmen haben.

Nächst diese Hieroglyphen haben auch ihre Vorfahren die Belte und Stringe of Wampom erfunden, wodurch sie einander auch in der Entfernung ihre wichtigen Angelegenheiten zu eröfnen und ihre geheimsten Bundesschlüsse mitzutheilen im Stande sind.

Die Benennung, Belt und String oder Fathom of Wampom, ist englisch-indianisch, und wird, weil sie allgemein bekannt und im Gebrauch ist, hier füglich beybehalten. Wampom ist ein irokesisches Wort, und heißt eine Seemuschelschaale; Belt ist englisch, und heißt ein Gürtel. Folglich ist ein Belt of Wampom ein aus Seemuschelschaalen verfertigter Gürtel. String ist eben

falls

falls englisch, und heißt eine Schnur. String of Wampom ist also eine Schnur, woran Muschelschaalen gereihet sind.

Ehe Nordamerika von den Europäern entdeckt ward, machten die Indianer ihre Belte und Stringe mehrentheils aus kleinen Stücken Holz, die sie schwarz oder weiß färbten. Nur sehr selten fertigten sie dergleichen aus Muschelschaalen, denen sie einen überaus hohen Werth beylegten, weil sie aus Mangel an Werkzeug sehr viel Zeit brauchten, um einen Wampom zu bereiten.

Die Europäer fingen bald nach ihrer Ankunft in Amerika an, die Wampom aus Muschelschaalen nett, sauber und in Menge zu verfertigen, vertauschten sie an die Indianer gegen andre Waaren, und trieben damit einen sehr einträglichen Handel, welcher noch bis auf den heutigen Tag fortgesetzt wird, obschon der Preiß derselben seitdem merklich herabgesunken ist.

Diese Muschelschaalen, welche sonderlich von der Neuenglischen und Virginischen Seeküste gehalt werden, haben nach ihren verschiedenen Farben einen höhern und niedern Werth. Diese werden in kleine Stücke zerfügt und am Schleifsteine rund oder oval gemacht, mit Löcher versehen und an Drath oder dünnen hölzernen Riemen gereihet, und hieraus entste-

hen die Stringe und Belte of Wampom. Diese Belte bestehen aus 4 bis 6 und mehr Reihen Muschelschnüren, je nachdem die Sache von Wichtigkeit ist, zu deren Bekräftigung oder Erläuterung sie übergeben werden, oder nach dem Ansehen und der Würde der Personen, denen man sie überreicht. Denn mit solchen Belten und Stringen of Wampom wird bey allen feierlichen Verhandlungen der Indianer sowohl unter sich als mit den Europäern, auf beiden Seiten das, was vorgetragen wird, bestätiget und gleichsam besiegelt.

Ehedem brauchten sie statt eines Strings oder Belts auch wohl den Flügel eines grossen Vogels. Bey einigen Völkern die weiter nach Westen wohnen, ist dieses noch jetzt gewöhnlich; wie man es bey etlichen Botschaften, die von solchen Nationen an die Delawaren gelangten, bemerket hat. Bey den letztern aber, wie auch bey den Irokesen und den mit ihnen verbundenen Völkern sieht man schon seit langer Zeit lauter schön und sauber gemachte Stringe und Belte of Wampom.

Bey einem String kann viel gesagt und ein lange Rede gehalten werden. Bey einem Belt hingegen wird nur wenig gesagt, das aber jedesmal viel zu bedeuten hat, und oftmals einer Auslegung bedarf. Hat ein

Spre-

Sprecher in einer feierlichen Versammlung einen wichtigen Satz gesagt, so übergibt er eine einfache Muschelschnur und spricht: zur Bestätigung meiner Worte gebe ich diesen String of Wampom. Die Hauptsache in seiner Rede aber bekräftigt er allemal mit einem Belt of Wampom. Die Antwort, so darauf ertheilt wird, muß gleichfalls durch Stringe und Belte von eben der Grösse und Anzahl bestätigt werden. Es ist aber dabey weder die Farbe, noch die übrige Beschaffenheit der Wampom gleichgültig, denn die muß sich allemal auf das beziehen, was damit bekräftigt werden soll. Diejenigen, die aus braunen oder violetten Wampom bestehen, welche die Indianer schwarz nennen, geben allemal etwas hartes oder bedenkliches zu erkennen, so wie die weissen etwas angenehmes.

Ist also der String oder Belt dazu bestimmt, eine scharfe Ermahnung oder einen nachdrücklichen Verweiß zu bekräftigen; so werden blos schwarze Wampom dazu genommen. Soll eine Nation zum Kriege aufgefodert, oder ihr derselbe angekündigt werden; so ist der Belt ebenfalls schwarz, aber mit rother Farbe, die sie die Blutfarbe nennen, bestrichen, und in der Mitte desselben erscheint wie weissen Wampom das Zeichen des Beils.

Die-

Diese Strinqe und Belte of Wampom dienen den Indianern auch als Mittel, sie an das wesentliche der Vorträge zu erinnern, die sie mit benachbarten Indianer-Stämmen, oder mit den weissen Leuten geschlossen haben, und sie beziehen sich darauf, eben so wie wir auf schriftliche Urkunden. Sie sind ihre Dokumente, die ihnen höchst wichtig sind, und daher von ihnen in eigene Verwahrung genommen und in einer Kiste sorgfältig aufgehoben werden. Zu gewissen Zeiten kommen sie zusammen, um dieselben wieder durchzustudiren, und sich die Begriffe zu erneuern, zu deren Ausdruck und Bestätigung sie bestimmt sind. Sie setzen sich um die Kiste herum, nehmen einen String und Belt nach dem andern heraus, und lassen ihn im Kreise herum gehen, damit ein jeder ihn genau betrachten könne. Dabey wiederholen sie die Worte, die bey der Uebergabe desselben gesprochen und damit verbunden worden. Dadurch machen sie es möglich, daß sie nach vielen Jahren alles noch genau wissen, was sie versprochen haben, und was ihnen ist versprochen worden. Da sie die Gewohnheit haben, auch junge Knaben, die mit den vornehmsten Hauptleuten nahe verwandt sind, dabey zuhören zu lassen; so werden diese sehr frühzeitig mit ihren Staatssachen bekannt, und

auf

auf solche Weise wird der Inhalt ihrer Dokumente unter ihnen immer wieder erneuert und kann nicht leicht vergessen werden.

Wie vollkommen ihnen diese Mittel auch in andern Fällen dienen, eine Sache lang im Gedächtniß zu behalten, kann man aus folgenden Exempel sehen: Ein Mann in Philadelphia hatte einem Indianer einen String of Wampom gegeben und dazu gesagt: „ich bin dein Freund, und will dir dienen, wo ich kann.“ Nach vierzig Jahren brachte der Indianer den String wieder zu ihm, und sagte: „Bruder! du hast mir diesen String of Wampom gegeben mit den Worten: „ich bin dein Freund, und will dir dienen, wo ich kann.“ Jetzt bin ich alt und schwach, auch arm; thue nun, wie du gesagt hast!“ Und er thats. (*)

Ausser den jetzt beschriebenen Mitteln, das Andenken gewisser Sachen zu erhalten, haben die Indianer auch Heldenlieder, die von den Thaten ihrer braven Männer handeln.

Diese

(*.) Möchte doch dieser edle Zug der Bewohner von Nordamerika, auch in Europa recht viel Nachahmer finden, und mancher unserer deutschen Brüder in seinen Versprechungen bedächtiger, so wie in Erfüllung derselben reeller und pünktlicher werden! — H. H. S.

Diese werden fleissig von ihnen gesungen, aber blos im Gedächtniß aufbewahrt. Einer lernt sie vom andern, und wer eine Gabe zum Dichten hat, macht neue dazu, daher es ihnen an Gesängen nicht fehlt.

Zum Berechnen ihres Vermögens haben sie wenig Kenntniß der Rechenkunst nöthig, daher es kommt, daß viele unter ihnen nur bis 10 oder höchstens 20 zählen können. Wollen diese eine gröffere Zahl angeben, so weisen sie auf das Haar ihres Hauptes, um anzuzeigen, daß die Menge der Dinge für sie unaussprechlich groß sey. Aber diejenigen Völker, die mit den Europäern Handlung treiben, haben es in der Kunst zu zählen allerdings weiter gebracht. Die Cherokesen zählen schon bis 100, so wie die Irokesen und Delawaren bis in die Tausende. Die Weibsleute pflegen beim Zählen auch ihre Finger zu Hülfe zu nehmen.

Wenn sie ihr Alter über 30 Jahre gebracht haben, so wissen wenige mehr wie alt sie sind. Manche bestimmen dasselbe durch irgend eine merkwürdige Begebenheit, etwa einen harten Winter, einen Indianerkrieg ꝛc.

Von der Geographie haben sie so wenig richtige Begriffe, als von andern Wissenschaften. Einige denken, die Erde schwimme in der See, und eine ungeheuer grosse Schild-

kröte

kröte trage sie auf ihrem Rücken. Landcharten können sie einigermassen verstehen, und zeichnen wohl auch selbst dergleichen von bekannten Gegenden auf Birkenrinde ziemlich zuverläßig.

In den Wäldern, die doch manchmal 50 und mehr deutsche Meilen lang und breit sind, verliert sich der Indianer nicht leicht. Er ist mit dem Laufe der Flüsse und mit der Lage der Berge bekannt, und ausserdem merkt er an den Aesten und dem Moose der Bäume, wo Süden und Norden ist. Scheint ihm vollends die Sonne, so findet er sich ohnehin gleich zurecht.

Unter den Sternen bemerken sie den Polarstern, und richten sich darnach, wenn sie bey Nacht reisen. Beim Niedergang der Sonne stellen sie sich vor, sie gehe unters Wasser. Wenn der Mond nicht scheinet, sagen sie, er sey todt. Die erste Erscheinung des Mondes heißt bey ihnen das Wiederaufleben desselben. Bey einer Sonnen- oder Mondsfinsterniß sagen sie, die Sonne oder der Mond liege in Ohnmacht.

Von der Eintheilung der Zeit in Wochen wissen sie nichts; sie rechnen auch nicht nach Tagen, sondern nach Nächten.

Von den Ursachen der Naturbegebenheiten haben sie keinen Begriff, auch kein Verlan-

gen

gen, darüber belehret zu werden. Den Donner halten die mehresten für einen Geist, der in den Bergen wohnt, und manchmal ausgeht, um sich hören zu lassen. Andere schreiben ihn einem grossen welschen Hahne im Himmel zu, andere dem Zorne der bösen Geister.

Eben so wenig bekümmern sie sich um Produkte der Kunst. Sie sehen dergleichen zwar gern, fragen aber nie, wie sie gemacht werden, oder wozu sie nützen. Wenn man ihnen aber von einem Manne erzählt, der sehr schnell laufen kann, der auf der Jagd besonders geschickt ist, der den Bogen mit Leichtigkeit spannet und das Ziel niemals verfehlt, der ein Boot fertig zu regieren weiß, der die Kriegskunst vorzüglich gut versteht, der die Lage seines Landes so kennt, daß er durch einen unermeßlichen Wald seinen Weg ohne Führer finden und dabey von wenig Nahrungsmitteln leben kann; so hören sie solches mit der größten Aufmerksamkeit an, und wissen nicht, wie sie die Kunst und Geschicklichkeit eines solchen Menschen genug erheben sollen.

Sie lassen daher nur blos für diejenigen künstlichen Arbeiten einige Achtung blicken, die sich auf die Jagd und Fischerey, oder auf den Krieg beziehen. So etwas reizt aber auch ihre Wißbegierde dermassen, daß sie sich

keine

keine Mühe verdrieſſen und keine Zeit gereuen laſſen, wenn ſie nur endlich ihren Zweck erreichen. So giebt es z. B. unter den Delawaren und Irokeſen jetzt ſchon verſchiedene, die aus Flintenröhren recht nett und ſauber gezogene Läufte oder Büchſen machen können.

Die leichten Boote der Indianer, die man gemeiniglich Kanoes nennt, verdienen mit Recht Kunſtſtücke genennet zu werden. Sie machen dieſe Fahrzeuge aus Birkenrinde, und geben denenſelben durch dünnen hölzernen Knien die nöthige Feſtigkeit. In ein ſolches Boot, welches zwey Indianer bequem zu tragen vermögen, kann man auf 2000 Pfund laden. Dieſe leichten Kähne ſind ſowohl den Indianern als den Europäern in dortigen Gegenden um ſo mehr dienlich, weil man oft wegen der Waſſerfälle ausladen, und die Waaren nebſt dem Kahne über Land eine groſſe Strecke fortſchleppen muß, ehe man wieder zu Waſſer weiter kommen kann.

# Dritter Abschnitt.

## Religionsgebräuche und Aberglaube der wilden Indianer.

Es ist im voraus zu erinnern, daß die Religionskenntnisse dieser Völker hier so beschrieben werden, wie sie dermalen sind. Da nun die Europäer schon so lang in ihrer Nähe und zum Theil unter ihnen wohnen; so ist nicht ohne Grund zu vermuthen, daß die gegenwärtigen Religionskenntnisse der Indianer von ihren ehmaligen etwas verschieden sind.

Daß die Indianer, von welchen hier die Rede ist, eine Art von Religion und gottesdienstliche Gebräuche haben, ist nicht zu läugnen; nur ist ihre Religionslehre voll Widersprüche und ohne Zusammenhang.

Durchgängig glauben sie, daß ein Gott, oder, wie sie sich ausdrücken, ein grosser guter Geist sey, der Himmel und Erde, die Menschen und alle übrige Dinge geschaffen hat.

Gott stellen sie sich als den Allmächtigen vor, der so viel gutes thun kann, als er will; zweifeln auch nicht, daß er gegen die Menschen gnädig und gütig gesinnt sey, weil Er

allen

allmächtigen Kraft zum wachsen, Regen und Sonnenschein giebt, und den Menschen Fische und Wild zur Nahrung zukommen läßt. Dabey sind sie der Meinung, Gott habe das Wild und die Fische vorzüglich für sie, und nicht für die weissen Leute geschaffen. Ihnen habe er die Jagd und Fischerey, den weissen Leuten aber die Arbeit ihrer Hände zum Lebensunterhalt bestimmt. Sie sind auch durchgehends überzeugt, es sey Gottes Wille, daß sie das Gute thun, und das Böse lassen sollen.

Ausser Gott haben sie von jeher gute und böse Geister geglaubt und sie für Untergottheiten gehalten. Den Begriff vom Teufel, dem Fürsten der Finsterniß, haben sie erst in neuern Zeiten durch die Europäer bekommen. Sie halten ihn für einen sehr mächtigen Geist, der nur Böses thun könne, daher sie ihn den Bösen nennen. Sie glauben also einen grossen guten, und einen grossen bösen Geist, und schreiben jenem alles Gute, diesem alles Böse zu.

Seit ungefähr 30 bis 40 Jahren ist in den Religionsbegriffen der Indianer eine merkliche Veränderung vorgegangen. Aus ihrer eignen Nation standen Prediger auf, welche vorgaben, daß sie Offenbarungen gehabt, Reisen in den Himmel gethan und mit Gott gesprochen hätten. Sie beschrieben ihre Reisen

sen sehr hohen Felsen aber, über welchem sich der Himmel mit einem gewaltigen Getöse auf und nieder bewege, sey es allerdings möglich in das Land der Geister zu kommen. Zween grosse Kriegsmänner hätten vor Zeiten den Weg dahin glücklich gemacht, aber bey ihrer Zurückkunft nichts von dem erzählt, was sie da gesehen und gehört hatten.

Aber auch diese Lehrer fanden ihre Gegner, welche über die Lage des Landes der guten Geister, und den Weg dahin eine andere Meinung hatten. Sie beriefen sich auf das Zeugniß einiger Indianer, welche ein paar Tage todt und inzwischen an dem guten Orte gewesen wären, hernach aber, als sie wieder lebendig worden, erzählt hätten, das Geisterland liege im Himmel nach Süden zu, und der lichte Streifen des Himmels, den wir die Milchstrasse nennen, sey der Weg dahin. Da sey eine herrliche Stadt, deren Einwohner alles erdenkliche Gute im Ueberfluß hätten.

Jene Prediger, die bey Gott gewesen zu seyn vorgaben, zeichneten auf einer Hirschhaut zween Wege, die zum Himmel führten, den einen für die Indianer, den andern für die weissen Leute; stellten dabey mit Farben sowohl die Wohnung Gottes, als auch die Hölle vor. Auf eben der Hirschhaut mahlten

ten

sen zwar verschieden; jedoch kamen alle darin überein, daß man nicht ohne grosse Gefahr dahin gelangen könne. Denn der Weg gehe ganz nahe an der Pforte der Hölle vorbey. Dort läure der Teufel, und greife nach denen, die zu Gott gehen wollten. Diejenigen nun, welche durch diese gefährliche Stelle glücklich durchgekommen, wären erstlich zum Sohne Gottes, und von ihm zu Gott selbst gelangt, von dem sie, nach ihrem Vorgeben, Befehl empfangen hätten, die Indianer von dem Weg zum Himmel zu unterrichten. Durch sie lernten dann die Indianer, daß der Himmel die Wohnung Gottes, die Hölle aber die Wohnung des Bösen sey.

Einige dieser Prediger erreichten die Wohnung Gottes zwar nicht, aber sie gaben doch vor, so nahe gewesen zu seyn, daß sie die Hähne des Himmels krähen gehört, und den Rauch der himmlischen Schornsteine aufsteigen gesehen hätten.

Andere Lehrer ihrer Nation widersprachen diesen Predigern, und behaupteten, man wisse von keiner eigentlichen Wohnung Gottes, aber wohl von einem Lande der guten Geister, welches sich über den blauen Himmel befinde. Dieser sey wie eine Scheidewand zwischen der Behausung der Geister und der Wohnung der Menschen. Auf einem gewis-

sen

ten sie auch das Bild einer Wage, den betrüglichen Handel der weissen Leute mit den Indianern vorzustellen. Dieses Gemählde war gleichsam ihr Lehrbuch, welches sie beim predigen vor sich ausbreiteten und ihren Zuhörern jeden Strich und jede Figur erklärten. Daß sie dabey die Absicht hatten, die Indianer gegen die weissen Leute einzunehmen, ist leicht einzusehen.

Bey dem Menschen unterscheiden sie den Leib von der Seele, die sie für ein geistiges unsterbliches Wesen halten. Ihr Begriff von der Natur eines Geistes hindert sie nicht, sich alle gute Geister unter menschlicher Gestalt vorzustellen. Nur daß sie an Schönheit und Vollkommenheit die Gestalt selbst der Indianer, die sonst nach ihren Gedanken die schönste unter Menschen ist, übertrifft.

Daß sie die Seele für unsterblich halten, vielleicht auch eine Auferstehung des Leibes vermuthen, geben sie nicht undeutlich zu erkennen, wenn sie sagen: Wir Indianer können nicht für immer sterben. Sieht ja doch das Welschkorn, wenn es unter die Erde kommt, wieder auf, und wird lebendig. Viele glauben die Wanderung der Seelen, so wie sie sich einbilden, daß sie vor ihrer Geburt bey Gott gewesen, und von ihm herabgekommen seyn, auch wohl, daß sie schon

ein-

einmal in der Welt gelebt hätten, und jetzt ihren zweiten Lebenslauf machten.

Doch die mehresten Indianer denken so weit nicht. Sie bleiben bey dem Glauben ihrer Voreltern, daß alle Indianer, die ein gutes Leben führen, nach ihrem Tode an einen guten Ort kommen, wo sie es viel besser haben, als hier, im größten Ueberfluß leben, tanzen und fröhlich seyn können. Daß hingegen alle, die hier schlecht gelebt haben, ohne bestimmten Wohnort unstät herumschwärmen, mißvergnügt und traurig seyn müssen.

Aber auch die beste Vorstellung von dem glücklichen Zustand der Indianer nach diesem Leben, ist nicht vermögend, den Abscheu und die Furcht vor dem Tode bey ihnen zu vertreiben. Sonderlich regt sich letztere während den Donnerwettern bey ihnen sehr lebhaft. Diese mag auch wohl die wirksamste Triebfeder zu ihrem Gottesdienst, und die vornehmste Ursach des Eingangs seyn, den ihre Prediger mit ihrer Sittenlehre eine geraume Zeitlang bey ihnen fanden.

Besagte Sittenlehre war für Indianer streng genug; denn einige ihrer Lehrer machten die Enthaltung von Hurerey, Ehebruch, Mord, Diebstahl, und überhaupt ein gutes und tugendhaftes Leben zur unabänderlichen

Bedingung für alle, die an den Ort der guten Geister kommen, und Antheil an ihrem Ueberfluß und an ihren Lustbarkeiten haben wollten. Zu dem Ende müßten sie sich von Sünden durchaus reinigen, wozu ihnen ein Brechmittel, das sie ihnen gaben, behülflich seyn sollte.

Viele Indianer befolgten diese Lehre treulich, und brachen sich so lang, bis sie dem Tode nahe waren. Denn sie mußten viele Tage lang dabey fasten und durften nichts als Arzney zu sich nehmen. Die wenigsten aber konnten sich entschliessen, diese lange und schwere Kur bis ans Ende auszuführen.

Andere ihrer Prediger hielten die Reinigung von der Sünde durch Prügel für zuverlässiger. Es war nach ihrer Anweisung nöthig, sich von der Fußsohle bis an den Hals mit zwölf verschiedenen Stöcken prügeln zu lassen, um die Sünde zum Halse hinaus zu jagen. Auch diesen fehlte es nicht an gelehrigen Schülern. Aber niemand wird sich darüber wundern, wenn sie durch dergleichen Kuren nicht gebessert, sondern schlechter wurden, als sie vorher waren.

Unter diesen Lehrern gingen einige so weit, daß sie sich mit Gott in eine Klasse setzten. Sie behaupteten, das Leben und Bestehen der Indianer hange von ihnen ab, und forderten

daher von ihnen unweigerlichen pünktlichen Gehorsam. Sie setzten sich dadurch bey ihren Anhängern in das größte Ansehen, und erhielten viele Geschenke. Selbst einige der verständigsten und angesehensten Indianer gaben ihnen Beifall, und befolgten ihre strengen Vorschriften, ob sie gleich Gefahr liefen, ihre Gesundheit, ja ihr Leben dabey einzubüssen.

Allein der Wandel und das Betragen dieser Sittenlehrer stimmte mit ihren Ermahnungen zu einem guten und tugendhaften Leben gar nicht überein. Unter andern schlechten Sachen führten sie die Vielweiberey öffentlich ein, und sie hatten bey ihren Predigten mehrere ihrer Weiber um sich herum sitzen, und machten sich sogar ein Verdienst daraus, indem sie vorgaben, sie, als mit Gott besonders bekannte Männer, hätten diese arme und unwissende Weiber nur genommen, um sie auf den Weg zu Gott zu bringen, und der ewigen Glückseligkeit fähig zu machen.

Dieses gefiel den Zuhörern besser, als ihre übrige Lehre, und man hat bemerkt, daß seit der Zeit die Kebsweiberey, Hurerey, Ehebruch und dergleichen Laster viel allgemeiner unter den Indianern worden sind. Nun fingen die jungen Leute an, den Rath der Alten zu verachten, und bemühten sich nur um die Gunst

der

der Prediger, deren Anhang sehr groß wurde. Diese brauchten aber die Vorsicht, nie lange an einem Orte zu bleiben; damit ihre Betrügerey nicht offenbar würde.

So verschieden die Lehre dieser indianischen Prediger war, so waren sie doch darin eins, daß die bösen Indianer, die nicht nach ihrer Vorschrift lebten, in das Land der guten Geister nicht kommen würden. Vielmehr müßten sie sich in einiger Entfernung davon aufhalten, könnten wohl sehen, wie lustig die guten Indianer da wären, sie aber dürften nicht dahinkommen, bekämen auch nichts anders als Giftholz und Giftwurzeln zu essen, stürben beständig eines bittern Todes, und könnten doch nie ganz sterben. Niemalen aber drohten sie ihren Zuhörern mit der Hölle und dem Teufel; ja verschiedene unter ihnen versicherten, daß die Indianer, wenn sie auch in der Welt schlecht gelebt hätten, doch nicht zum Teufel kämen. Der sey nur für die bösen weissen Leute da. Er halte sich auch nur lediglich unter den weissen Leuten auf. Daß diese Lehre unter ihnen viel Beifall fand, ist leicht zu erachten.

Das Ansehen dieser Prediger währte jedoch nur so lang, bis sie unvorsichtig genug waren, denen, die ihnen glauben und sich nach ihrer Vorschrift richten würden, Glück

auf

auf der Jagd und in allen ihren Unternehmungen, das Vermögen über Wasser wie über Land zu gehen, und, wenn sie auch nur wenig pflanzten, doch eine reichliche Ernte zu versprechen. Was konnte den Beifall des trägen Indianers leichter erhalten, als dergleichen Verheissungen? Aber da ihre Leichtgläubigkeit durch Hungersnoth gestraft wurde, sich das Ansehen ihrer Lügenpropheten so schnell, daß sie nicht Zeit hatten, durch eine neue List diesem Stosse auszuweichen. Und ob es gleich noch gegenwärtig einige Indianer giebt, die sich ihren Landsleuten als Prediger aufzudringen suchen, so ist doch nicht zu vermuthen, daß sie jemals ein so grosses allgemeines Ansehen erlangen werden, als ihre Vorgänger vor 30 und mehrern Jahren hatten.

Auch Opfer gehören zur Religion der Indianer. Ihre Absicht dabey ist, Gott, und die übrigen guten Geister zu versöhnen. Sie sind von den ältesten Zeiten unter ihnen gewöhnlich, und ihnen so wichtig und heilig, daß sie glauben, sie würden sich selbst und ihrer ganzen Freundschaft unfehlbar allerley Krankheiten, Unglück, ja selbst den Tod und Untergang zuziehen, wenn sie die Opfer unterliessen, oder dieselben nur nachlässig, und nicht zur rechten Zeit verrichteten. Eigentliche Opferpriester und Tempel haben sie nicht.

Bey grossen Opfern, woran viele Theil haben, vertreten die ältesten Männer die Stelle der Priester; bey kleinern thuts derjenige der das Opfer giebt.

Eigentliche Vielgötterey und groben Götzendienst hat man unter ihnen nicht gefunden. Inzwischen haben sie doch, so wie die übrigen heidnischen Nationen, auch etwas, das man für ein Götzenbild halten kann. Das ist ihr Manitto, ein von Holz geschnitzter Menschenkopf, welchen sie im kleinen entweder am Halse oder in einem Beutel immer bey sich tragen; auch ihren Kindern anhängen, um sie vor Krankheiten zu bewahren, und ihnen Glück zu verschaffen. Bey ihren Opfern wird ein solches Bild, in der natürlichen Grösse eines Menschenkopfs, an einem Pfosten mitten im Hause befestigt.

Die Manittos sind die Schutzgeister der Indianer. Jeder hat einen oder mehrere, von welchen er glaubt, daß sie ihm ganz eigentlich zugegeben worden, ihm zu helfen und ihn glücklich zu machen. Der eine hat im Traum die Sonne zu seinem Schutzgeist bekommen, der andere den Mond, der dritte die Eule, der vierte den Büffel u. s. w. Ein Indianer, der keinen Schutzgeitz im Traum bekommen hat, ist muthlos und sieht sich als verlassen an. Wer aber einen hat, der ist

stolz

stolz darauf, und stärker sich für stark und mächtig.

Unter den Opferfesten der Indianer zeichnen sich fünfe besonders aus, wobey jedesmal eigenen Ceremonien begangen wird. Es sollen dieselben kürzlich, und zwar so wie sie bey den Delawaren statt haben, hier angezeigt werden.

Das erste Opferfest wird in einer Familie oder Freundschaft alle 2 Jahre einmal, gemeiniglich im Herbst begangen. Ausser den eigentlichen Verwandten oder Freunden werden auch andere, selbst Einwohner benachbarter Dörfer dazu eingeladen. Weil nun der Freundschaften so viele sind, so haben doch alle Indianer Gelegenheit, jährlich etlichemal zu diesem Opfer zu kommen. Dem Oberhaupt der Freundschaft kommt es zu, alles dazu gehörige zu besorgen. Er macht einen Ueberschlag, wie viel Hirsche oder Bären dazu erforderlich sind, und schickt die junge Mannschaft aus, sie zu schiessen. Haben diese die volle Anzahl erlegt, so ziehen sie feyerlich ins Dorf ein, und liefern das Fleisch ins Opferhaus. Die Weibsleute haben indeß Holz zum Kochen und Braten herbeigeschaft, und dürres langes Gras, zur Streu, worauf die Geladenen sitzen oder liegen. Sobald die Gäste versammlet sind, wird das gekochte Fleisch in grossen Kesseln nebst Welschkorn

kornbrodt aufgetragen, und durch die Dinner ausgetheilt. Es ist ein Gesetz, daß alles, was zum Opfer bestimmt ist, von den Gästen rein aufgezehrt werde. Nur von dem Fette giessen einige der ältesten Männer etwas ins Feuer, und hierin besteht eigentlich das Opfer. Die Knochen werden verbrandt, damit nicht die Hunde davon etwas erhaschen mögen. Nach der Mahlzeit wird von den Männern und Weibern ganz sittsam getanzt. Dabey läßt sich nur ein Sänger hören, der zugleich mit einer kleinen Schildkrötenschaale, worin kleine Steine sind, hin und her geht und rasselt. Gewisse Träume machen den Inhalt seines Gesangs, wobey er zugleich aller ihrer Manittos, und aller der Dinge, die ihnen auf irgend eine Weise nützlich sind, Erwähnung thut.

Hat er sich müde gesungen, so setzt er sich wieder zu Tische, und der Gesang wird durch einen andern fortgesetzt. Dieses Opferfest währt drey, auch wohl vier Nächte, fängt nachmittags an, und dauert die Nacht hindurch bis an den Morgen.

Das zweite Opferfest unterscheidet sich von dem ersten blos dadurch, daß nur die Mannsleute fast nackt dabey tanzen, und vom Kopf bis zum Fusse mit weissem Thon bestrichen sind.

Bey

Ein Delewar

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN

Bey ihrem dritten Opferfeste werden nach der Mahlzeit 10 bis 12 gegerbte Hirschhäute an alte Männer oder Weiber verschenkt, welche in diese Häute gehüllt, draussen vor dem Hause, mit dem Angesicht gegen den Aufgang der Sonne, Gott überlaut bitten, daß er ihre Wohlthäter seegnen wolle.

Das vierte Opferfest wird einem gewissen Freßgeiste zu Ehren gehalten, der nach ihrer Meinung nicht satt werden kann. Hier müssen die Gäste das zubereitete Bärenfleisch rein aufessen, und das Fett wie Wasser trinken. Ueberladen des Magens und Erbrechen ist dabey nicht ungewöhnlich.

Das fünfte Opferfest wird zur Ehre des Feuers angestellt, als welches der Großvater aller Indianer-Nationen seyn soll. Sie geben ihm noch 12 Manitos zu, die theils thierische Geschöpfe, theils Gewächse sind. Bey dieser Feyerlichkeit ist die Hauptsache, daß ein Ofen im Opferhause gebaut wird, wozu sie 12 Stangen nehmen, deren jede von einer besondern Holzart seyn muß. Diese werden in die Erde gesteckt, oben zusammen gebunden und mit wollenen Decken rings herum dichte zugedeckt, welches dann einen Backofen nicht unähnlich sieht. Ein Mann kann zur Noth in demselben stehen und gehen. Erst wird eine Mahlzeit gehalten, und

denn der Ofen mit 12 glühend heissen grossen Steinen geheizt. Darauf kriechen 12 Männer hinein, und bleiben so lang darin, als sie es nur aushalten können. Unterdessen werden von einem alten dazu besonders erwählten Manne 12 Pfeiffen Taback nach einander auf die glüende Steine geschüttet, welches in dem engen Behältniß einen gewaltigen Dampf verursacht. Dieser Taback ist das eigentliche Opfer, das dem Feuer gebracht wird. Wenn die 12 Männer aus dem Ofen wieder herauskommen, so liegen sie gemeiniglich eine Weile, wie in Ohnmacht. Bey diesem Feste wird auch die Haut eines Hirschbocks, daran der Kopf mit dem Geweih noch sitzt, an einem Pfahle aufgehangen. Vor diesen stellen sie sich hin, und halten ihre Andacht mit Gebet und Gesang. Doch wollen sie nicht dafür angesehen seyn, daß sie einen Hirschbock anbeten, sondern sagen, wenn man sie deswegen befragt, nur der grosse Gott wird darunter verehrt.

Auser diesen grossen Opferfesten haben sie noch mehrere kleine. Zu dergleichen Privatopfermahlzeiten werden Gäste geladen, die nicht zur Freundschaft gehören. Diese allein müssen die Mahlzeit verzehren, da der Wirth und seine Angehörigen nichts davon geniessen.

Einem

Einem ähnlichen Feste wohnte der Verfasser dieser Nachricht als Zuschauer mit bey. Man wieß ihm in einer Ecke des zum Opfer bestimmten Hauses einen Platz an, wo er füglich alles übersehen konnte.

Mitten in diesem Hause befand sich ein Haufen Welschkorn in Kolben, der mit Stücken gekochten Hirschfleisch an hölzernen Spiessen besteckt war. Die Gäste sassen in Familien abgetheilt reihenweise auf Bärenhäuten sehr stille. Vier Mannsleute gingen sodann vors Haus hinaus, und verführten mit einem heulenden Tone ein klägliches aber kurzes Geschrey. Sobald sie wieder hereintraten, stimmte die ganze Gesellschaft, die wenigstens aus hundert Personen bestand, einen kurzen Gesang an. Nun stand ein alter Greis auf, und setzte sich mitten im Hause zum Feuer, wo er von einer Frau mit fliessenden Bärenfett gesalbt wurde. Erst goß sie aus einer Flasche viel Fett auf sein Haupt, und salbte nachher auch seine Brust, Schultern und Arme, wobey eine ausnehmende Stille war. Hierauf fing der Alte an, Aussprüche in ganz kurzen Sätzen zu thun, die mit grosser Aufmerksamkeit angehört wurden. Sodann setzte er sich wieder an seinen Ort, und die ganze Versammlung fing abermal an zu singen. Nach diesem

wurden durch Grashalmen, davon sich jeder Gast einen zog, 6 Diener ausgemittelt, die sich sogleich hinter den Kornhaufen stellten, und nach einem, von dem alten gesalbten Manne, gegebenen Zeichen, die Spieße mit Fleisch unter die Familien verhältnismässig austheilen. Als dieses verzehret war, wurde wieder gesungen. Und nun wurden durch ein abermaliges Zeichen des Alten, die Kornkolben von den Dienern den Gästen sehr schnell zugeworfen. Dabey ging es sehr geräuschig und fröhlich zu. Denn ein jeder bemühte sich, die meisten zu erhaschen. Das Verbrennen der Knochen machte den Beschluß.

Bisweilen opfert der Indianer, wenn er auf der Jagd ist, in der Stille ganz allein für sich, damit er glücklich seyn möge. Er zertheilt etwa einen Hirsch in kleine Stücke, und wirft sie auf dem Boden herum zur Speise für die Vögel, denen er in einer kleinen Entfernung ruhig zusieht, wie sie das Fleisch verzehren. Hört der indianische Jäger in der Nacht eine Eule schreyen, so streuet er gleich Taback ins Feuer, und verspricht sich auf den folgenden Tag eine glückliche Jagd.

Den Seelen der Verstorben opfern sie, so oft sie sich einbilden, daß sie beleidigt worden, entweder Speis- oder Trankopfer. Zu einem

einem Speisopfer muß ein Schwein geschlachtet oder ein Bär geschossen werden, davon eine Mahlzeit bereitet wird. Gäste werden dazu nach Belieben eingeladen, und die Mahlzeit im Finstern gehalten. Licht oder Feuer darf gar nicht dabey seyn. Beym Anfang der Mahlzeit legt der älteste Gast den Seelen einen Theil der Speise vor, spricht im Namen der übrigen mit ihnen, und bittet sie, wieder zufrieden zu seyn. Darauf versichert er die Anwesenden, daß die Seelen der Verstorbenen nun versöhnet sind. Zu einem Trankopfer wird Rum nothwendig erfordert. Ehe getrunken wird, gehen die Gäste auf den Begräbnißplatz, giessen etwas Brandtwein auf die Gräber, und ein alter Mann sucht dabey ebenfalls die Seelen zu befriedigen. Doch muß der Brandtwein bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken werden.

Dergleichen Opfer sind aber auch in andern Fällen unter ihnen sehr gewöhnlich. Es darf jemand nur Zahn- oder Kopfweh haben, so heißt es gleich: Die Geister sind unzufrieden und wollen versöhnt seyn — Der Verfasser hatte selbst Gelegenheit, ohne bemerkt zu werden, ein Augenzeuge zu seyn, daß ein Schmerzleidender Indianer sich aufs Angesicht hinlegte, laut schrie, eine Handvoll Taback ins Feuer warf und in der Angst

die Worte aussprach: „Da, rauch, und sey doch gut, und thu mir nichts."

Auch Träume sind den Indianern sehr wichtig, und sie halten dieselben insgemein für hohe Offenbarungen.

Ausser obgedachten Predigern trift man Betrüger unter den Indianern an, die ihre ausserordentliche Neigung zum Aberglauben auf mancherley Weise zu ihrem Vortheil mißbrauchen. Die schändlichsten dieser Betrüger sind wohl die sogenannten Zauberer. Einige derselben sind zwar nur Großsprecher, die sich grosser Künste rühmen, um andere Leute zu schrecken, oder sich ein besonderes Ansehn zu geben, vor denen also niemand sich zu fürchten Ursach hat. Indessen giebt es unter diesen heidnischen Völkern genug Bösewichter, die der Teufel als Werkzeuge braucht, Menschen zu morden. Das schlimmste dabey ist, daß man diese Menschenfeinde nicht kennt. Sie wissen, daß sie des Lebens nicht sicher sind, so bald sie als Zauberer offenbar werden. Daher nehmen sie sich wohl in acht, das geringste von ihrer verderblichen Kunst merken zu lassen, hüten sich auch vor Uebermaaß im Trinken, um sich nicht etwa in der Trunkenheit zu verrathen.

Diese Betrüger suchen, wenn sie alt werden, ihre Kunst Knaben von 12 bis 14 Jahren beyzubringen, die sie durch Geistererscheinungen, welche sie selbst auf eine listige Art veranstalten, zu betrügen wissen. Daher kommen die Erzählungen von ausserordentlichen Begebenheiten, die solchen Knaben begegnet sind, wenn sie im Busch allein und in Furcht waren. Ein solcher junger Knabe wird von seinem vorgeblichen Lehrer angewiesen, an einen bestimmten einsamen Ort allein im Busch zu gehen. Hier erscheint demselben der alte Betrüger in einer verkleideten Gestalt als ein würdiger Greiß mit einem weißgrauen Haar, und spricht zu ihm in verstelltem Tone: „Fürchte dich nicht, ich bin ein Fels; das ist mein Name; so sollst du mich nennen. Ich bin Herr über die ganze Erde und was drauf ist, auch über alle Vögel in der Luft, und über Wind und Wetter. Niemand kann mir widerstehen, und diese Macht will ich dir auch geben. Es soll dir niemand schaden können, und du sollst dich vor niemand fürchten dürfen, wenn du alles das, was ich dir itzt sagen werde, pünktlich befolgest. Darauf folgt denn der Unterricht in der bösen Kunst, der aber so undeutlich und verblümt ist, daß sich der Sinn davon schwer errathen läßt. Weil aber dem

Kna-

Knaben die Sache so äuserst wichtig gemacht worden, so denkt er darüber Tag und Nacht, und bestärkt sich mit den Jahren in der Meinung, daß ihm eine besondre Macht gegeben worden, ausserordentliche Dinge zu thun. Da er nun weiter keinen Lehrmeister hat, so muß er selbst darauf bedacht seyn, seine Kunst vollständig zu lernen und auszuüben. Wird er auch endlich gewahr, daß er betrogen ist, so will er doch nicht gern zu Schanden werden, sondern den Ruhm eines auserordentlichen Menschen behaupten, und treibt seine finstern Künste bis ins Alter, da er wieder junge Knaben zu betrügen sucht, wie er in seiner Jugend betrogen ward.

*Nota:* So deutlich nun hieraus die Nichtigkeit dieser vorgeblichen Zauberer oder Hexenmeister, welche fast unter allen heidnischen Nationen eine so ansehnliche Rolle spielen, hervorleuchtet; eben so auffallend ist es, daß der Unterricht derselben, unter so verschiedenen und entfernt von einander wohnenden Völkern, fast ganz gleichförmig betrieben wird. So werden z. B. unter den in der Surinamischen Busch-Einöde im dritten Grade sich etablirten schwarzen Rebellen, junge Knaben, welche die Natur, entweder durch ein äuserst seltenes rothes Haar oder, welches eben so ungewöhnlich ist, durch einen Buckel, zu Sonderlingen bildete, wie

ihren berühmtesten Hexenmeistern schon in ihrer frühen Jugend ausgewählt und in ihrer vermeintlichen höhern Kunst unterrichtet, um nach ihrem Absterben ebenfalls den Pfad eines Müssiggängers betreten und ihre eingeführte Betrügerey mit gutem Erfolg fortreiben zu können. — Wie weit sind nicht diese von den Indianern in Nordamerika entfernt! — d. H. g.

# Vierter Abschnitt.

## Kleidung, Wohnung und häusliche Einrichtung der Indianer.

Auf ihren Anzug und Putz richten die Indianer die grösseste Aufmerksamkeit. Es ist dabey manches seltsame, aber wenig Kunst.

Ihr Anzug ist durchgängig leicht, denn viel Kleider halten sie für beschwerlich. Die Mannsleute hangen eine grosse wollene Decke ganz los entweder über beyde Schultern, oder auch nur über die linke, so daß der rechte Arm frey bleibt, und binden die obern Zipfel vorn zusammen. Ehedem waren diese Decken

bens halten, und in ihren Reden oft in dem Sinne feyerlich anführen. Wenn sie daher bey Gelegenheit zeigen wollen, daß sie gegen andre Stämme oder Nationen friedliche Gesinnungen hegen, so färben sie sich und ihre Gürtel blau.

Die Figuren, die sie auf ihr Gesicht mahlen, sind von allerley Art. Jeder folgt darin seiner Phantasie, und strengt seine Erfindungskraft an, um andre zu übertreffen, und etwas besonders zu haben. Einer prangt auf jeden Backen mit einer Schlange, ein anderer mit einer Schildkröte, einem Hirsch, Bär, oder anderm Thier, das er sich zu seinem Familien-Wapen gewählet hat.

Man sieht auch Indianer, die denjenigen Theil der Nase, welcher die Nasenlöcher scheidet, durchstechen, und eine grosse Perle, oder ein Stück Gold oder Wampom anhängen.

Die Ohrläppchen, die sie so lang und breit dehnen, als möglich ist, zieren sie mit Perlen, Ringen, glänzenden Steinen, Federn, Blumen, Korallen oder goldenen Kreuzen.

Ein breiter Belt von lauter violetten Wampom um den Hals, oder um den Arm wird für einen unschätzbaren Schmuck gehalten, und der Reiche ziert auch die Brust damit.

Das seltsamste bey ihrem Putz ist der Gebrauch, sich allerhand Figuren, Schlangen,

Vögel

Vögel u. d. g. mit einer langen spitzigen Nadel in die Haut zu ritzen und mit Pulver zu beitzen. Mancher ist am ganzen Oberleib so voll davon, daß er von weitem mit einem Harnisch bedeckt zu seyn scheint. Bisweilen erwerben sie sich durch diesen Schmuck einen besondern Namen, worauf sie stolz sind. So hieß z. B. ein gewisser Hauptmann der Irokesen, der seine Brust ganz schwarz gebeitzt hatte, der schwarze Prinz.

Der Zweck ihres Putzes ist nicht, andern zu gefallen, sondern sich vielmehr ein hohes und schreckliches Ansehen zu verschaffen. Daher der Kriegsmann sich nie kostbarer und fleissiger schmückt, als wenn er im Rathe erscheinen oder im Felde den Feinden seiner Nation begegnen soll. Zuweilen sieht man einen Indianer in einem schönen weissen Hemde, das er über die andern Kleider angezogen, und oben herum roth bemahlt hat. Ein mit goldnen oder silbernen Tressen besetztes Kleid oder Hut ist dem Indianer willkommen. Die Gürtel der Indianer sind von Leder oder Bast. Anstatt der Beinkleider dienen ihnen einigermassen ihre Strümpfe, die weit über die Knie hinaufreichen, und von blauem oder rothem Tuch zusammen genähet, und ohne Füsse sind. Ihre Schuhe sind von Hirschleder ohne Absätze und werden von den

Weibern

ken besetzt. Auf dem Oberleibe tragen die meisten wohlhabenden Frauensleute ein weisses Hemd von sehr feiner Leinwand, das beynahe bis an die Knie reicht, und um den Hals roth gefärbt ist.

Alle Weibsleute lassen ihre Haare frey wachsen, daher sie bey manchen bis an die Knie reichen. Eine Indianerin hält sich durch das Abschneiden ihrer Haare für beschimpt. Das wiederfährt nur bisweilen den liederlichen unter ihnen. Sie salben ihre Haare fleißig mit Bärenfett, damit sie glänzen. Einige flechten ihre Haare nicht, sondern legen sie vielfach zusammen und umwickeln sie mit einem Tuche. Andere binden sie auf dem Wirbel mit einem Bande zusammen. Hingegen trägen auch manche dieser Weiber einen Zopf, der bis auf die Hüften reicht, und erst mit Tuch, sodann aber mit rothem Bande umwickelt ist. Die Reichen zieren den Zopf noch über dieses mit silbernen oder göldenem Spangen von oben bis unten, wodurch er ziemlich schwer wird.

Die Indianerinnen bemahlen ihr Gesicht nicht mit vielen Figuren, sondern machen etwa einen runden rothen Fleck auf jeden Backen, färben die Augenbraunen und den Scheitel eben so, manche auch die Ränder der Ohren und die Schläfe. An den Ohren, am Halse und auf der Brust tragen sie Angehänge

ge von Korallen, kleinen Kreuzen, runden Schildern und halben Monden, von Gold, Silber oder Muschelschaalen gemacht. Mit dergleichen Armspangen schmücken sich Männer und Weiber überaus gern. Das Beitzen der Haut aber, ist bey diesen nicht so gewöhnlich als bey jenen. Nur sehr selten sieht man unter den Delawaren und Irokesen eine Frauensperson, die es für anständig hält, sich den Mannsleuten darin gleich zu stellen. Die Strümpfe und Schuhe der Weiber sind von der Männer ihren nicht unterschieden.

Zu ihren Wohnungen wählen die Indianer vorzüglich solche Gegenden, wo Holz und Wasser in der Nähe, und niedrig liegendes fettes Land zum Welschkornpflanzen zu haben ist. Daher findet man ihr Dörfer gemeiniglich an einem Landsee oder Flusse, doch an erhabenen Orten, um bey dem hohen Wasser, das im Frühjahr gewöhnlich ist, nicht in Gefahr zu kommen.

Vor der Bekanntschaft mit den Europäern kannten die Indianer keine andere Wohnungen, als Hütten von Baumrinde, inwendig mit Binsen bekleidet, und mit Rinde, Binsen oder langem dürren Grase gedeckt. In solchen Hütten wohnen noch jetzt die Irokesen und andere von der Nachbarschaft

der Europäer entfernte Indianer-Stämme. Die Delawaren aber haben durch den Umgang mit den Europäern den Gebrauch der Blockhäuser gelernt, die sie entweder selbst bauen, oder für Bezahlung von den weissen Leuten bauen lassen.

Eine Indianer-Hütte wird auf folgende Art gebaut: Von Bäumen, die viel Saft haben, wird die Rinde in Stücken von 3 bis 4 Ellen in die Länge abgelößt, und durch aufgelegte Steine eben wie ein Brett gemacht. Hiernächst werden die Wände der Hütte durch Pfähle angelegt, die in den Grund getrieben und mit Querstangen verbunden werden. Dieses Gestell wird von innen und aussen mit der dazu bereiteten Baumrinde belegt, und alle mit zähen Baumbast befestigt. Auf eben die Weise wird das Dach, das von zwey Seiten schief in die Höhe geht, mit Baumrinde gedeckt. Zum Ausführen des Rauchs wird eine Oefnung im Dache, und zum Eingang in die Hütte eine an der Wand gelassen. Anstatt der Hausthür dient ein Stück Baumrinde, ohne Schloß und Riegel. Ein Stock von aussen gegen die Thür gestemmt, zeigt an, daß niemand zu Hause ist. Das Tageslicht fällt durch Oefnungen hinein, die mit Schiebern zugemacht werden.

Zwi-

Zwischen den Wohnungen der Delawaren und Irokesen ist der Unterschied, daß erstere ihre Dächer spitzig, letztere aber rund und gleichsam gewölbt machen. Unter jenen hat jede Familie gern ihr eigenes Haus, daher sie mehrentheils klein sind. Bey den Irokesen aber sind viele Häuser sehr lang, mit 3 bis 4 Feuerplätzen und von eben so vielen mit einander befreundeten Familien bewohnt.

Eine Anzahl solcher Häuser oder Hütten, die beysammen stehen, machen ein Dorf oder eine Indianer-Stadt aus; und ist der Ort mit dicht an einander gesetzten Pfählen umgeben, so wird er von ihnen für eine Festung gehalten. Bey Anlegung ihrer Dörfer befolgen sie keinen Plan, sondern jeder baut, wo und wie es ihm am bequemsten zu seyn dünkt. Gewöhnlich sind diese Hütten sehr niedrig, ohne Abtheilung in Zimmer und ohne Fußboden. Mitten in denselben befindet sich der Feuerplatz, um welchen von Bretern gemachte Peitschen oder Sitzbänke sind, welche den Einwohnern zugleich zum Tisch und zur Bettstelle dienen.

Ihr Feuerzeug bestand in vorigen Zeiten in einem dürren Stück Bret, auf welchem ein rundes dürres Stöckchen mit beiden Händen so lange schnell gedreht, oder gequirlt wurde, bis es sich entzündete. Ihr

re Messer waren von Feuersteinen, in Form eines länglichten Dreyecks, ziemlich dünn, und an den 2 langen Seiten scharf. Ihre Beile, die ebenfalls von Stein, 6 bis 8 Zoll lang waren, und eine geschliffene Schneide hatten, wurden an einen hölzernen Stiel fest gebunden, jedoch nicht zum Holzhacken, sondern blos zum Tödten und Abschälen der Bäume gebraucht.

Nachdem aber die Europäer ins Land gekommen sind, brauchen die Indianer fast durchgängig Feuerstähle, Aexte und Messer nach europäischer Art. Ihre Schüsseln und Löffel aber machen sie noch jetzt selbst recht sauber von hartem Holze. Im Nothfall behelfen sich auch wohl mehrere mit einem Löffel.

Reinlichkeit ist bey den Indianern nicht sehr gewöhnlich. Ihre Kessel, Schüsseln und Löffel werden selten gewaschen, wohl aber von Hunden abgeleckt. Indessen finden auch hier Ausnahmen statt, und es giebt sogar unter den Irokesen, bey welchen die Unreinlichkeit besonders den Vorzug hat, dennoch Häuser und Hütten, wo es so reinlich aussieht, daß man kein Bedenken findet, bey ihnen über Nacht zu bleiben.

Unter den mancherley Arten von Ungeziefer, zeichnet sich des Abends die Blut-

wanze

ganze besonders aus. Der Hinterleib derselben wirft einen dergestalt feurigen Glanz von sich, daß ein halb Dutzend dieser Insekten bey finsterer Nacht die kleinste Schrift lesbar machen.

Ehedem, da ihre Beile, wie schon gedacht von Stein waren, konnten sie ihr Brennholz damit nicht klein hacken, sondern sie brannten es so kurz, wie sie es haben wollten. Sie machten nemlich an die stehenden Stämme Feuer, und brannten so lange daran, bis sie umfielen, da sie denn das Feuer wieder so anlegten, wie es nöthig war, um die Bäume in kleine nutzbare Klötze zu zertheilen. An einigen Orten ist diese Gewohnheit noch jetzt.

An Schonung ihrer Waldungen denken sie gar nicht. Nicht nur verbrennen sie in ihren Häusern viel Holz unnöthig, sondern richten auch viel grosse Stämme durch Abschälen zu Grunde. Der gröste Schaden aber geschieht in den Wäldern durchs Feuer, welches entweder zufälliger Weise sich ausbreitet, oder gegen das Frühjahr, auch wohl im Herbst, von den Indianern angelegt wird, um das alte dürre Gras wegzubrennen, daß frische Weide für die Hirsche wachsen könne. Es breitet sich oft viele Meilen weit aus, und greift auch die Rinde

der

der Bäume nahe bey der Wurzel an, daß sie verdorren müssen. Am kläglichsten sieht es aus, wenn das Feuer einen Kiefernwald ergreift.

Aus diesen und andern Ursachen entsteht endlich Holzmangel, und aus diesem die Nothwendigkeit, andre Wohnplätze zu suchen. Die Beschwerde, Brennholz weit herzuholen, ist nicht selten die Veranlassung zur Anlegung eines neuen Indianer-Dorfes.

## Fünfter Abschnitt.

### Heirathsgebräuche, Ehe und Kinderzucht der Indianer.

Die Delawaren und Irokesen heirathen frühzeitig, Mannsleute oft im achtzehnten, Weibsleute schon im vierzehnten Jahre. Heirathen unter Blutsfreunden und nahen Verwandten haben unter ihnen nicht statt. Das

soll

soll auch nach ihrer einstimmigen Behauptung die eigentliche Ursach seyn, warum die Indianer-Nationen sich in Stämme getheilt haben, damit niemand jemals in Versuchung und Gefahr kommen möge, eine nahe Verwandte zu heirathen, welches jetzt nicht wohl möglich ist, da ein jeder, der in die Ehe treten will, eine Person aus einem andern Stamm, und nie eine aus seinem eigenen wählt.

Bey den Irokesen werden nicht selten Kinder von 4 bis 5 Jahren schon für einander bestimmt. In diesem Falle muß die Mutter des Mädchens wöchentlich ein bis zweymal einen Korb mit Brod ins Haus bringen, auch Holz für ihn dahin schaffen. Dagegen müssen die Eltern des Knaben das Mädchen mit Fleisch und Kleidung versorgen, bis sie beide mannbar werden, aber alsdenn kommt es doch auf die freye Entschliessung beyder Personen an, ob sie einander haben wollen oder nicht, denn keines wird dazu gezwungen.

Hat ein Delawarisches Mädchen seine erste Reinigung, so muß es dieselbe auffer dem Dorfe in einer abgesonderten Hütte abwarten. Dabey wird ihr der Kopf 12 Tage lang verhüllt, daß sie niemanden sehen kann; sie muß Brechmittel einnehmen, wenig essen

und

der Bäume nahe bey der Wurzel an, daß sie verdorren müssen. Am kläglichsten sieht es aus, wenn das Feuer einen Kiefernwald ergreift.

Aus diesen und andern Ursachen entsteht endlich Holzmangel, und aus diesem die Nothwendigkeit, andre Wohnplätze zu suchen. Die Beschwerde, Brennholz weit herzuholen, ist nicht selten die Veranlassung zur Anlegung eines neuen Indianer-Dorfes.

## Fünfter Abschnitt.

### Heirathsgebräuche, Ehe und Kinderzucht der Indianer.

Die Delawaren und Irokesen heirathen frühzeitig, Mannsleute oft im achtzehnten, Weibsleute schon im vierzehnten Jahre. Heirathen unter Blutsfreunden und nahen Verwandten haben unter ihnen nicht statt. Das

soll

soll auch nach ihrer einstimmigen Behauptung die eigentliche Ursach seyn, warum die Indianer-Nationen sich in Stämme getheilt haben, damit niemand jemals in Versuchung und Gefahr kommen möge, eine nahe Verwandte zu heirathen, welches jetzt nicht wohl möglich ist, da ein jeder, der in die Ehe treten will, eine Person aus einem andern Stamm, und nie eine aus seinem eigenen wählt.

Bey den Irokesen werden nicht selten Kinder von 4 bis 5 Jahren schon für einander bestimmt. In diesem Falle muß die Mutter des Mädchens wöchentlich ein bis zweymal einen Korb mit Brod ins Haus bringen, auch Holz für ihn dahin schaffen. Dagegen müssen die Eltern des Knaben das Mädchen mit Fleisch und Kleidung versorgen, bis sie beide mannbar werden, aber alsdenn kommt es doch auf die freye Entschliessung beyder Personen an, ob sie einander haben wollen oder nicht, denn keines wird dazu gezwungen.

Hat ein Delawarisches Mädchen seine erste Reinigung, so muß es dieselbe ausser dem Dorfe in einer abgesonderten Hütte abwarten. Dabey wird ihr der Kopf 12 Tage lang verhüllt, daß sie niemanden sehen kann; sie muß Brechmittel einnehmen, wenig essen

und

und darf nichts arbeiten. Nachher wird sie gewaschen und neu gekleidet; aber noch 2 Monat lang darf sie niemand sehen. Der Schluß ist, daß sie für mannbar erklärt wird. Bey andern Indianischen Nationen werden dabey weniger Umstände gemacht.

Will ein erwachsener Indianer heirathen, so schickt er an die Blutsfreunde der Person, die er sich erwählt hat, ein Geschenk von Blänket, Tuch, Leinwand, auch wohl ein paar Belte of Wampom. Sind diese mit dem Geschenk, dem guten Namen und Betragen des Freyers zufrieden, so thun sie dem Mädchen den Heyrathsantrag, das sich gewöhnlich dem Gutfinden ihrer Eltern und Verwandten gemäß erklärt. Darauf wird sie ohne weitere Umstände ihrem Bräutigam zugeführt. Findet aber der Antrag des Freyers nicht Beyfall; so wirds ihm durch Zurücksendung seines Geschenks zu verstehn gegeben.

Nach vollzogner Heirath wird das Geschenk, das der Freyer gegeben hatte, unter die Freunde der jungen Frau ausgetheilt. Dagegen bringen sie dem neuen Ehepaar Welschkorn, Bohnen, Kessel, Schüsseln, Löffel, Beile u. d. g. m. feyerlich ins Haus.

Einige

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

Une Delewarin

Einige Nationen in Westen halten zwar den Ehebruch für ein grosses Verbrechen, und strafen ihn mit Strenge; die jungen Leute aber unter den Delawaren, Irokesen und andern mit ihnen verbundenen Völkern haben schon seit geraumer Zeit selten dauerhafte Ehen, besonders wenn sie nicht bald Kinder bekommen. Oft verläßt ein Indianer seine Frau, weil sie ein Kind zu säugen hat, und heirathet eine andere, von der er sich in der Folge aus gleicher Ursach trennt

Auch die Weiber verlassen ihre Männer, besonders alsdann, wenn sie erst viele Geschenke von ihnen bekommen, und nun weiter keine zu erwarten haben. In Hofnung, dergleichen zu erhalten, verheirathen sie sich dann an andere.

Doch sind nicht alle Männer gegen dieses leichtsinnige Betragen ihrer Weiber gleichgültig. Manchem geht die Untreue seiner Frau so zu Herzen, daß er aus Verzweiflung eine Giftwurzel ißt, die ihn in ein paar Stunden ohnfehlbar tödtet. Bisweilen bringen sich auch Weiber aus Verdruß über ihrer Männer Untreue ums leben. Diesen traurigen Folgen zuvor zu kommen, bedienen sich einige gewisser Mittel, die zwischen Gift und Arzney in der Mitte stehen, die sie Besom nennen, und ihnen Zauberkräfte zuschreiben,

Sie glauben nämlich, wenn ein Gatte dergleichen heimlich bey sich trage, so wirke es auf den andern so, daß seine Liebe und Treue unveränderlich bleibe. Wird es aber entdeckt, so findet sich der andere Theil so dadurch beleidigt, daß die Ehe aufgehoben wird, und an keine Versöhnung zu denken ist. Gleichwohl giebt es auch Indianer, die ihre Ehe ordentlich führen, und mit Einer Frau wohl 50 Jahre leben. In solchen Familien sind gewöhnlich die meisten Kinder. Man findet aber auch Männer, die mit ihren Weibern blos darum verträglich leben, um sich nicht von ihren Kindern trennen zu müssen. Manche Indianer halten auch Kebsweiber, die aber um des Hausfriedens willen, nicht bey ihnen im Hause wohnen dürfen, das gestatten die rechten Weiber nicht, lassen sichs aber gleichwohl gefallen, bey ihren Männern zu bleiben, um der Kinder willen. Die Ehe der Indianer ist nie fest. Eine unbedeutende Kleinigkeit, ein unebenes Wort, kann sie trennen.

Die Vielweiberey ist bei den Delawaren und Irokesen erlaubt, aber nicht so gewöhnlich, als bey manchen andern Indianer-Nationen, deren Oberhäupter 6 bis 10, die geringern aber so viele nehmen, als sie ernähren können. Sehr selten hat ein Delawar oder Irokese zwo, noch seltener mehr rechte

Wei-

Weiber. Denn der Hausfriede hat bey ihnen aus Liebe zur Bequemlichkeit, die ihnen über alles geht, einen hohen Werth. Mit einer Negerin verheirathet sich der Indianer ohne Bedenken, und so auch der Neger mit einer Indianerin.

Gegen die Ihrigen nehmen die Indianer einen Schein von Gleichgültigkeit an, die auffallend ist. Ein Hausvater, der nach langer Abwesenheit von den Seinen eingeholt wird, geht stolz bey ihnen vorbey, ohne ihren Gruß zu erwiedern, oder sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Nachrichten von seiner Kinder Wohlverhalten oder Unglück im Kriege, scheinen ihn nicht zu rühren. Doch suchen sie in dieser angenommenen Kaltblütigkeit nur blos eine Grösse, und man würde sich sehr irren, wenn man daraus eine wesentliche Unterdrückung des natürlichen Gefühls schliessen wollte.

In dem Betragen der Eheleute im Hausstande, ist zwischen den Delawaren und Irokesen ein merklicher Unterschied. Bey den Delawaren gehn die Männer auf die Jagd oder Fischerey, schaffen Fleisch in die Haushaltung, versorgen ihre Weiber und Kinder mit Kleidung, bauen und bessern ihre Häuser und zäunen die Felder ein. Die Weiber hingegen kochen, tragen Brennholz herbey,

bearbeiten das Feld und den Garten, wobey ihnen jedoch manchmal die Männer zu Hülfe kommen. Im Hauswesen läßt der Mann seine Frau nach Belieben handeln, und hütet sich, ihr bey den Geschäften, die ihr zukommen, etwas vorzuschreiben. Sie kocht des Tages für gewöhnlich zweymal. Thut sie es aber einmal nicht zu rechter Zeit, oder gar nicht, so giebt ihr der Mann deswegen keinen Verweiß, sondern geht lieber irgend wohin zum Besuch, weil er weiß, daß ihm allenthalben Essen vorgesetzt wird. Er pflegt auch kein Stück Holz zum Feuer zu legen, es wäre denn, daß er Gäste oder ausserordentliche Veranlassung dazu hätte. Bemerkt er bey seiner Frau ein besonderes Verlangen nach Fleisch, so geht er gemeiniglich des Morgens nüchtern aus, und kommt nicht leer wieder, sollte es auch erst Abends spät seyn. Bringt er nun etwa einen Hirsch, so wirft er ihn vor der Hausthüre nieder, geht sodann hinein, und sagt kein Wort. Die Frau aber hat schon gehört, daß er die Ladung abgeworfen hat, gibt ihm zu essen, hängt seine nassen Kleider zum Trocknen auf, und dann erst holt sie das Fleisch ins Haus. Damit kann sie nun schalten und walten, wie sie will. Der Mann läßt sichs gefallen, wenn sie auch das meiste davon ihren Freunden

schenkt,

schenkt, welches bey ihnen gewöhnlich ist. Will der Mann aber zu einer andern Zeit auf die Jagd gehen, oder sonst verreisen, so sagt er es seiner Frau, die sodann ohne weitere Erinnerung schon weiß, daß sie Proviant für ihn zurecht zu machen hat.

Entsteht zwischen Eheleuten ein Verdruß, so ist gemeiniglich das erste, was der Mann dabey thut, daß er sich mit seiner Büchse in den Busch begibt, ohne der Frau zu sagen, wohin er gehe. Manchmal kommt er in etlichen Tagen erst wieder; darüber haben denn oft beide Theile ihren Streit vergessen, und leben wieder im Frieden zusammen.

Die mehresten Eheleute haben sich dahin mit einander verstanden, daß alles, was der Mann auf der Jagd erwirbt, der Frau gehört. Dagegen wird auch das, was die Frau im Garten und auf dem Felde erzieht und einärntet, dem Manne zugeeignet.

Aus diesem allen erhellet, daß die Delawar-Weiber es so gut haben, als es die Lebensart der Indianer zuläßt.

Bey den Irokesen hingegen, ist die Lage der Weiber so gut nicht. Der wilde Irokese ist stolz auf seine Stärke, Herzhaftigkeit und andere männliche Vorzüge, und begegnet seinem Weibe mit Kaltsinn, Verachtung und nicht selten mit Grobheit. Ausser der Jagd

und

und dem Kriege scheint er alle übrige Arbeit für schimpflich zu halten, und sie darum dem Weibe zu überlassen. Diese muß also nicht nur die ganze Haus- und Feldwirthschaft allein besorgen, sondern auch das Feld einzäunen, die Hütte ausbessern, und überhaupt alles, was Arbeit ist zu ihrer Sache machen. Auf der Reise trägt sie das Bündel, auch wohl die Flinte ihres Mannes hinter ihm her, und wenn dieser Wild geschossen hat, so läßt er's durch seine Frau nach Hause schaffen.

Die Indianischen Weiber sind fast durchgängig von einer besonders starken Leibesbeschaffenheit, und haben bey ihrer Niederkunft sehr selten fremde Hülfe nöthig. Eigentliche Hebammen haben sie gar nicht; doch fehlt es nicht an erfahrnen Weibern, die ihnen mit Rath und That behülflich seyn können. Gegen die Zeit der Niederkunft bereiten sie selbst alles, was sie zu ihrer eigenen Erleichterung und Pflege, und zur Besorgung des Kindes für nöthig halten, und lassen sich durch ihre Niederkunft gemeiniglich nur etliche Stunden von ihren häußlichen Verrichtungen abhalten. Einige starke Weiber halten ihre Niederkunft ganz einsam im Busche, und kommen sodann mit dem neugebornen Kinde nach Hause.

Gleich

Gleich nach der Geburt wird das Kind auf ein mit Moos bestreutes Brett gelegt, und in ein Fell oder Tuch eingewickelt. Eine solche Wiege, an welcher auf beiden Seiten kleine krumm gebogene Stöcke angebracht sind, damit das Kind nicht herausfalle, wird mit Riemen an den Ast eines Baums gehängt, oder sonst wo befestigt, indem die Mütter ihre andern Geschäfte abwarten. Doch kommt diese Gewohnheit in den neuern Zeiten nach und nach ab; so wie die ehemals übliche Art, kleine Kinder auf ein Brett aufrecht zu stellen, an welches die Füsse desselben mit einer Schnur befestigt waren, und das Brett an einem Tragbande auf den Rücken zu hängen, fast überall verschwunden ist.

Die Mütter tragen jetzt ihre Kinder mehrentheils in Blänkets auf dem Rücken bey allen ihren Geschäften mit sich herum, und stillen dieselben bis ins zweite Jahr. Wo dieses aber nicht statt findet, werden die Kinder mit Welschkornsuppe genährt.

Ungeachtet sie sehr frühzeitig heirathen, so haben sie doch nur wenig, und selten über 6 Kinder. Gegen diese haben sie eine zärtliche Liebe, und man kann sich die Gunst der Eltern nicht leichter erwerben, als wenn man ihre kleinen Kinder liebkoset oder beschenkt.

Die

Die Kinder werden in allen Fällen als der Mutter gehörig angesehen. Bey vorkommender Ehescheidung fallen sie ihr alle zu; nur den Erwachsenen steht es frey, beim Vater zu bleiben. Beiden Theilen liegt viel daran, die Liebe ihrer Kinder zu gewinnen. Darin liegt ein Grund ihres Betragens gegen dieselben. Sie wollen nämlich durch Einschränkung ihres Willens ihre Zuneigung nicht verlieren. Eigentliche Kinderzucht hat bey ihnen nicht statt. Die Kinder haben ihren freien Willen, und werden nie zu etwas gezwungen. Die Eltern hüten sich, sie zu schlagen, oder sie auf eine andere Weise zu züchtigen, aus Furcht, die Kinder möchten es ihnen einmal gedenken und sich an ihnen rächen. Gleichwohl findet man unter ihnen oftmals recht artige Kinder, die sich den Eltern gefällig, und gegen jedermann dienstwillig bezeigen, welches die natürliche Folge eines vernünftigen Betragens der Eltern gegen sie ist.

Auf den Anzug und Putz ihrer Kinder wenden sie wenig. Bis ins sechste Jahr und länger geht der Knabe nackt; die erste Kleidung, die er sodann bekommt, besteht in einem schmalen Streifen von blauem Tuch, der zwischen den Beinen locker durchgeht, und mit einem Riemen gebunden wird. Den Mädchen

chen hingegen wird, so bald sie gehen lernen, ein Röckchen umgebunden.

Gewönlich gibt der Vater seinem Kinde im fünften oder sechsten Jahre einen Namen, der, nach seinem Vorgeben, ihm durch einen Traum bekannt gemacht worden. Dieses geschieht bey einem Opfer, auf eine feyerliche Weise durch Gesang. Das nennen sie über das Kind beten. Eben so feyerlich gehen sie zu Werke, wenn sie einem Erwachsenen, der schon einen Namen hat, um ihn zu ehren, einen dazu geben. Wenn aber die Mutter dem Kinde einen Namen gibt, so macht sie nicht so viel Umstände, und nennt es etwa nach einer Eigenschaft, die ihr an demselben besonders gefällt, als: das schöne Kind, das Großauge, u. d. g. Einem Kinde, das sie nicht lieb haben, geben sie auch wohl einen garstigen Namen.

Die Mädchen werden, wenn sie heran wachsen, von den Müttern zu allerley weiblichen Arbeiten angehalten. Die Knaben hingegen, da sie blos zu Jäger und Krieger bestimmt sind, üben sich frühzeitig im Gebrauch des Bogen und der Flinten, und erlangen darin grosse Fertigkeit. Ist ein Knabe völlig herangewachsen, so bekommt er eine gezogene Büchse. Der erste Hirsch, den er damit erschießt, veranlaßt allemal eine grosse

Feier-

Feierlichkeit. Ist es ein Bock, so wird er sogleich mit Haut und Haar dem ältesten Manne im Dorfe geschenkt, der damit alle alte Männer traktirt. Bey der Mahlzeit geben diese dem Knaben, der dabey blos Zuschauer ist, allerley gute Lehren. Sonderlich ermahnen sie ihn, für alte und graue Männer Hochachtung zu haben, und ihnen stets gehorsam zu seyn. Ist aber sein erstes Wild eine Hirschkuh, so wird sie der ältesten Frau geschenkt, welche dabey eben so verfährt, wie der alte Mann bey dem Hirschbock.

Bisweilen werden junge Knaben auf eine sonderbare Weise zu dem, was man gern aus ihnen machen möchte, vorbereitet. Man läßt sie zu dem Ende so oft und so strenge fasten, daß sie von allen Leibeskräften abkommen, in seltsame Phantasien gerathen, und wunderliche Träume haben, über die sie fleissig befragt werden, bis sie endlich einen bedeutenden gehabt zu haben vorgeben. Dieser wird umständlich ausgelegt, und ihnen dem gemäß feyerlich angekündiget, wozu sie bestimmt sind. Das prägt sich nun ihrem Gemüthe tief ein, und je älter sie werden, desto eifriger suchen sie ihre vermeinte Bestimmung zu erreichen, u. halten sich für ganz besondere Menschen, die vor andern einen grossen Vorzug haben. So wird z. B. aus einen

sol-

solchen Knaben ein Arzt, ein grosser Jäger, ein reicher Mann, ein Zauberer, oder ein Capitain, je nachdem sein Traum beschaffen war, oder vielmehr, er wird das, wozu seine Eltern oder Freunde ihn bestimmt hatten. Dabey handelt er in seinem Privatleben schon als Jüngling völlig nach seinem eigenen Gefallen, ist sich seiner Freiheit bewußt, und verträgt nicht den mindesten Zwang. Im übrigen werden die Kinder durch das Beyspiel ihrer Eltern gleichsam von der Wiege an gewöhnt, alle Leidenschaften zu unterdrücken, u. sie bringen es darin unglaublich weit.

Sind die Eltern versichert, daß ihre Kinder sich selbst ernähren können; so tragen sie es weiter nicht darauf an, ihnen eine gute Erbschaft zu hinterlassen, weil jeder Indianer weiß, daß nach seinem Tode alles was er hat, Fremden zu Theil wird.

Wird eine Frau Wittwe, so nehmen die Verwandten des Verstorbenen alles weg, was demselben gehörte, und theilen es an fremde Leute aus, weil sie dadurch das Andenken des Todten um so eher zu vertilgen wollen. Doch ist dasjenige, was ein Mann bey seinem Leben der Frau oder einem seiner Kinder ausdrücklich vermacht hat, davon ausgenommen.

Eine

Eine Wittwe, die sich nach dem alten Herkommen richten will, darf unter einem Jahre nicht wieder heirathen. Denn ihr Mann verläßt sie, wie die Indianer sagen, nicht eher als nach einem Jahre; alsdann geht erst seine Seele an ihren bestimmten Ort. Gleichwohl muß sie selbst sehen, wie sie sich durchbringt, und erlebt gemeiniglich böse Tage, sonderlich wenn sie noch unerzogne Kinder hat. Fleisch bekommt sie nicht einmal für Bezahlung, denn die Indianer hegen den Aberglauben, daß ihre Büchsen verderben würden, daß sie damit kein Wild mehr tödten könnten, wenn eine Wittwe von einem Thier äße, daß sie geschossen haben. Doch wird ihnen bisweilen von guten Freunden etwas heimlich zugesteckt. Ist aber das Wittwenjahr verflossen, so wird sie von den Freunden ihres verstorbenen Mannes, sammt ihren Kindern, gekleidet und ernährt. Hat sie aber ihr Wittwenjahr nicht vollkommen richtig ausgehalten, sondern vor der Zeit wieder geheirathet, so bekümmern sie sich weiter nicht um sie. Auf ähnliche Art wird ein Wittwer von den Freunden seiner verstorbenen Frau behandelt; sie glauben, daß er noch zu ihrer Familie gehört. Ist sein Wittwenjahr zu Ende, so schaffen sie ihm gern wieder eine Frau nach ihrem Sinne. Hat die Verstor-

bene

bene etwa eine noch ledige Schwester hinterlassen; so tragen sie vorzüglich darauf an, daß er dieselbe heirathe.

Bey dieser Gelegenheit ist noch zu bemerken, daß die Verwandschaften der Indianer ungemein weitläuftig sind, weil sie so oft ihre Weiber wechseln.

## Sechster Abschnitt.

### Speisen, Ackerbau und Viehzucht der Indianer.

Die gewöhnlichen Speisen der Indianer bestehen in Fleisch, Fischen, Hülsenfrüchten und Obst. Sie essen fast alle Thiere, die sie auf der Jagd fangen, am meisten und liebsten aber Hirsch- und Bärenfleisch. Die Irokesen und Delawaren, so wie alle mit ihnen verbundene Völker, essen das Fleisch nie roh, aber oft, wie andere Speisen, ungesalzen, wiewohl sie an Salz keinen Mangel haben.

Am

Am Ohio und Muskingum sind mehrere reichhaltige Salzquellen. Die Indianer aber benutzen sie aus Trägheit nicht, sondern kaufen das Salz lieber um einen hohen Preiß von den weissen Leuten.

Ihre Mahlzeit, bey welcher es mehrentheils nicht gar reinlich zugeht, besteht gewöhnlich nur aus einem Gerichte. Sie essen, wenn sie eben hungrig sind, ohne sich an eine gewisse Stunde zu binden.

Muscheln und Austern lieben sie sehr, und viele leben oft einige Wochen blos von Austern. Die Landschildkröten, die dort wenigstens eine gute Spanne breit und noch etwas länger sind, pflegen sie ebenfalls zu essen, so wie auch die Heuschrecken, die zuweilen die Bäume schaarenweise bedecken und kahl machen.

Unter den Hülsenfrüchten, die den Indianern zur Nahrung dienen, ist die vornehmste das bekannte Welschkorn, oder türkischer Waitzen. Diese Frucht macht bey den Indianern die Hauptsache ihres Feldbaues aus. Sie wählen dazu das niedrige fette Land an den Flüssen und Bächen, welches viele Jahre hintereinander reichlich trägt. Ist aber das Fruchtfeld ausgefogen, so legen sie ein neues an; denn vom Düngen wissen sie nichts, und an Land haben sie keinen Mangel.

Das

Das Welschkorn wächst über acht Fuß hoch, sein Stengel über einen Zoll dick, und hat, so lange er grün ist, einen Zuckerartigen Saft. Uebrigens wird es auf zwölf verschiedene Arten zum Essen zubereitet.

Sie ziehen auch eine Art Bohnen, welche Grundnüsse genannt werden, weil sie in der Erde wachsen. Auch bauen sie an vielen Orten Kartoffeln, welche ursprünglich aus Nordamerika herstammen, und zuerst von Irländern unter dem Namen der Patatoes nach Europa gebracht worden sind.

Von Kürbissen hat man dort vier verschiedene Sorten, die von einigen Nationen anstatt des Brodes gebraucht werden.

Viele Indianer ziehen sonst noch allerley Gewächse, als Weißkraut, Rüben u. d. g. wozu sie von den weissen Leuten den Saamen bekommen.

Ihr Feldbau schränkt sich ins Ganze nur auf das dringendste Bedürfniß ein, denn sie begnügen sich allenfalls mit den eßbaren Erdgewächsen, die ohne menschliche Hülfe ihnen zuwachsen. Ihre Vorräthe davon suchen sie sehr geheim unter der Erde in runden Löchern zu verbergen, weil sie wissen, daß sie dem, der Mangel leidet, und von ihrem Vorrath weiß, so lange geben müssen, als etwas davon übrig ist. Daraus entstehe-

nicht

nicht selten Hungersnoth. Denn viele unter ihnen sind so träge, daß sie selbst nichts pflanzen, sondern sich gänzlich darauf verlassen, daß sich andre nicht weigern dürfen, ihren Vorrath mit ihnen zu theilen. Da nun auf diese Art die fleissigen von ihrer Arbeit nicht mehr genießen, als die Müssiggänger, so pflanzen sie von Zeit zu Zeit immer weniger. Fällt nun ein harter Winter ein, da sie wegen des tiefen Schnees nicht auf die Jagd gehen können, so entsteht leicht eine allgemeine Hungersnoth, wobey öfters viele Menschen umkommen.

Mit fruchtbringenden Pflanzen, Sträuchern und Bäumen ist das Land reichlich versehen.

Angenehmer als alle Fruchtbäume, ist den Indianern der Ahornbaum, (*Acer sachariaum*) aus dessen Saft sie ihren Zucker kochen. Dieser Saft, welcher bey günstiger Witterung 6 bis 8 Wochen lang aus besagten Ahornstamm fließet, ist von brauner Farbe, und wird ohne irgend einen Zusatz, in messingenen Kesseln zu Zucker gekocht, welcher nach dem Abkühlen, so fein und körnicht wird, als der Westindische.

Dieser Zucker, den die Indianer theils zu Bereitung ihrer Speisen anwenden, theils wie Brod essen, ist gesünder und süsser, als der sogenannte Thomaszucker.

Das

Das Zuckerkochen ist hauptsächlich die Arbeit der Weiber, wobey gewöhnlich ihre Mühe reichlich belohnt wird. In einem Kessel von 60 bis 70 Kannen, können in einem Frühjahr leicht 2 bis 3 hundert Pfund Zucker und eine beträchtliche Menge Syrup gesotten werden. An Saft fehlt es ihnen nie, da die Ahornbäume ausserordentlich reich daran sind. Man hat Exempel, daß ein einziger Baum mehr als 300 Kannen guten Zuckersaft, und hernach noch eben so viel Syrupwasser ausgegeben hat. Zu einem Pfunde Zucker werden 35 bis 40 Kannen Saft erfordert. Für gewöhnlich kann ein solcher Baum 8 bis 9 Jahre benutzt werden, und giebt noch Saft, wenn er auch rings herum zerhackt ist.

Der Taback, (*Nicotiana Tabacum*) ein ursprünglich amerikanisches Gewächs, welches die Europäer erst im Jahr 1584 kennen lernten, wird bey allen Indianern unter die unentbehrlichen Bedürfnisse des männlichen Lebens gerechnet. Bey den Delawaren und Irokesen ist der gemeinste derjenige, der in Europa Brasilien-Taback, dort aber Indianer-Taback genannt wird.

Das gewöhnliche Getränk der Indianer bey der Mahlzeit ist die Brühe von ihren Speisen. Ausserdem trinken sie Wasser.

Nach starken Getränken sind sie unersättlich lüstern, und in deren Genuß unmässig. Der Brantewein, und sonderlich der Rum, womit die Europäer sie leider! bekannt gemacht haben, reibt unter ihnen mehr Menschen auf, als alle ihre Kriege.

Die Viehzucht der Indianer ist von noch geringerem Belange, als ihr Ackerbau. Der Indianer jagt lieber im Walde dem Wilde nach, als daß er zu Hause das Vieh abwarten solte.

Von Pferden sind die Indianer grosse Liebhaber, brauchen sie aber nicht zur Arbeit, sondern blos zum Reiten, und wenden wenig auf ihre Unterhaltung. Gemeiniglich hängen sie ihnen Schellen an, und lassen sie ihr Futter auf den Wiesen oder im Walde suchen. Wollen sie die Pferde brauchen, so suchen sie dieselben erst im Walde auf. Ein jeder kennt seine Schelle ziemlich genau, und geht ihrem Klange nach, ruft dem Pferde zu, und lockt es mit Korn, bis es sich greifen läßt.

Im Frühling, Sommer und Herbst ist, sowohl in den Wäldern als auf den Flächen, Gras im Ueberfluß vorhanden. Auf den fetten Ebenen wird es nicht selten so hoch, daß ein Mann zu Pferde die Spitze desselben mit der Hand nicht erreichen kann. Wenn

es

es dürre ist, zünden sie es an, um mit der Asche das Land zu düngen, dem Vieh frische Weide zu verschaffen, und das Aufkommen des jungen Holzes auf den Ebenen zu verhindern.

Um Winterfutter für das Vieh sind die Indianer wenig besorgt, weil nicht leicht tiefer Schnee fällt, und die Witterung fast immer gelinde ist. In den niedrigen Gegenden, wo das Gras im Winter unten immer grün bleibt, kann sich das Vieh zur Noth schon durchbringen, zumal, da zu Ende des März das Gras schon wieder in völligen Wachsthum steht. Ausserdem wächst an den vielen warmen Quellen Wintergras, das dem Vieh ebenfalls zur Nahrung dient. In waldichten Gegenden aber finden die Pferde im Winter nichts anders zu ihrer Nahrung, als die dünnen Aeste von jungen Sassafras-Bäumen, desgleichen ein gewisses grünes Moos, das auf Bäumen wächst, und fast wie Heu aussieht.

---

bey finster und misvergnügt zu seyn. Sie fasten, wie sie sagen, um desto besser träumen zu können, und glauben, ein leerer Magen sey beförderlich dazu. Träume aber halten sie für nöthig, um zu erfahren, wo das meiste Wild anzutreffen sey, und zugleich die besten Mittel kennen zu lernen, den Zorn der bösen Geister während der Jagd abzuwenden. Sieht er im Traum etwa einen längst verstorbenen Indianer, der zu ihm spricht, wenn du mir opferst, so solst du Hirsche genug schiessen, so macht er unverzüglich zum Opfer Anstalt, und verbrennt ihm zu Ehren einen ganzen Hirsch oder einen Theil davon.

Eine Gesellschaft, die auf die Jagd geht, wählt den Geschicktesten zum Anführer, besonders, wenn er ein Mitglied des Raths ist. Dieser hat über der Beobachtung der Jagdgebräuche zu halten; daß z. B. kein Jäger die Gesellschaft verlasse, bis der Jagdzug zu Ende ist. Hat einer ein Stück Wild verwundet, und ein anderer tödtet oder findet es todt; so gehört das Fell dem, der es zuerst angeschossen hat, dem letztern aber das Fleisch. Schiessen ihrer etliche zugleich, und sie können sich nicht gehörig bestimmen, wer das Thier am ersten oder besten getroffen hat; so geben sie das Fell dem ältesten unter ihnen, wenn er auch nicht mitgeschossen hat, und diesem

wird

wird dann die Ehre zugesprochen, daß er das Wild geschossen habe. Wenn daher die Alten mit dem Schiessen nicht mehr gut zurecht kommen können, so erhalten sie doch fast immer bey solchen Gelegenheiten etliche Felle; sie dürfen nur mitschiessen, sie mögen treffen oder nicht. Das Fleisch wird aber, auf diesen Fall, jedesmal unter alle getheilt, doch so, daß die Alten vorzüglich damit versorgt werde.

Gewöhnlich bleiben die Indianer drey bis vier Wochen, oft aber auch etliche Monate auf der Jagd. Zur Zeit der Ueberschwemmung kommt das Gewässer oft so schnell, daß sie auf ihren Booten hurtig entfliehen müssen, u. in flachen Gegenden eine Menge Wild ersäuft.

Ein Jäger, der sich an keine Gesellschaft anschliessen mag, thut seinen Jagdzug entweder ganz allein, oder nimmt seine Frau und Kinder mit sich, und baut auf seinem Standquartier eine Hütte von Baumrinde. Von einem erlegten Hirsch nimmt er die Haut, und so viel Fleisch, als er tragen kann. Das übrige hängt er an einen Baum, für jeden, der sich dessen bedienen will. Das Fleisch, das er mit sich nimmt, wird theils frisch verzehrt, theils zu künftigem Gebrauch gebraten. Die besten Stücken werden nämlich an kleinen Spiessen ans Feuer in die Erde gesteckt, und zwar an die Seite, wohin der Rauch geht, und zuweilen umgedreht. Sind dann die

Stücke wohl durchbraten, so werden sie, wenn sie kalt geworden, in einen Sack gethan, oder an einen Strick angereihet, u. in die Luft gehangen.

Die beste Jagdzeit der Indianer ist der Herbst vom September bis Januar, wo die Thiere fett u. ihre Felle gut sind. Die Hirschjagd bleibt ihnen immer die vorzüglichste.

Die Nordamerikanischen Hirsche (*Cervus Elaphus*) sind vom May bis in den Septbr. roth; dann fallen die rothen Haare ab, dagegen bekommen sie graue u. sehr dichte zum Winterpelz. Zuweilen sieht man dort auch einen ganz weissen Hirsch, welchen die Indianer darum für den König der Hirsche halten, weil sich die andern stets um ihn versammeln und ihm nachfolgen.

Vorzeiten schossen die Indianer nur so viel Wild, als sie zu ihrer Nahrung u. Kleidung nöthig hatten, indem Mañs- und Weibsleute sich sonst blos mit Fellen kleideten. Damals war das Wild in grosser Menge. Jetzt, da eine grosse Hirschbockhaut wenigstens einen spanischen Thl. gilt, wird diesen Thieren auch um des Handels willen sehr nachgestellt. Ein geschickter Jäger schießt in einem Herbste 100 bis 150 Hirsche, weshalb natürlicher Weise das Wild je länger je mehr abnehmen muß. In diesem Falle, da die Hirsche jetzt eigentlich nur um der Felle willen geschossen werden, bleibt das meiste Fleisch im Busche liegen, u. dient den Raubthieren zur Nahrung.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

Kriegestanz eines Irokesen Hauptmanns.

Das Nordamerikanische Elendthier (*Cervus alces*) ist weit gröſſer aber auch furchtsamer, als ein Hirsch, und hat fast die Höhe und Dicke eines Pferdes.

Das Muſethier ist von dem Elendthiere blos dadurch verschieden, daß seine Beine länger sind und der Schwanz etwas kürzer ist.

Die Büffel (*Bos Bison*) sind gröſſer als gemeine Ochsen, haben dicke kurze schwarze Hörner, und einen langen Bart. Vor Menschen ist er scheu, und ein einziger Hund kann ihrer viele verjagen; aber verwundet, geht er auch wüthend auf Jäger loß. Wird eine Büffelkuh geschoſſen, so bleibt ihr Kalb bey derselben ruhig stehen, bis ihr der Jäger die Haut abgezogen hat, folgt ihm sodann in seine Jagd-Hütte nach, und verläßt ihn nie mehr.

Auf die Hirschjagd folgt, von Anfang des Januars bis in den May, die Bärenjagd. Die dortigen Bären sind vorzüglich gefräßig, und auf das Wild, das die Indianer an Bäume aufhängen, sehr begierig. Im Irokesen lande, wo sie am häufigsten sind, fallen sie nicht selten Weiber und Kinder, auch wehrloſe Mannsleute an.

Ihr Winterlager beziehen sie gegen Ende des Decembers und bereiten sich daſselbe in

hohlen Bäumen, oder in Felsenlöchern. In dieser bis zum Frühling dauernden Zeit, nehmen sie keine Nahrung zu sich, sondern zehren von ihrem Fette.

Die Indianer sind überaus geschickt, die Bären in ihren Löchern auszuspüren und zu fangen. Ihr Fleisch und Fett dient ihnen zu einer wohlschmeckenden Speise, und die Häute bedienen sie sich zu ihrer Lagerstätte.

Die Biberjagd ist wegen des hohen Preises der Felle unstreitig die einträglichste für die Indianer.

Unter den dortigen vierfüssigen säugenden Raubthieren, ist der Panther am häufigsten. Seine Grösse gleicht der eines starken Hundes, hat kleine abgestutzte Ohren, einen dicken katzenartigen Kopf, kurze Beine, scharfe Klauen, einen langen Schwanz und einen mit röthlichen Haaren untermengten grauen Pelz. Sein Heulen ist dem Geschrey eines Kindes so vollkommen ähnlich, daß schon mancher Vater getäuscht demselben sich näherte, blos ein gewisses hinten drein folgendes Gemöcker, verräth den Panther. Er hält sich im dicksten Gebüsche auf, steigt auf Bäume, und lauert auf Schweine, Hirsche ꝛc. Im Springen hat er eine solche Geschicklichkeit, daß er selten einen Raub verfehlt, wobey ihm seine ausserordentliche

liche Stärke zu statten kommt. Von einem jeden getödteten Thiere, verzehrt er nur sehr wenig, und sucht bald wieder ein anderes zu belauschen. Wird derselbe von einem Jäger verfolgt, so retirirt er sich sogleich auf einen Baum und beweißt, in Betref seiner Sicherstellung, eine bewundernswürdige Geschicklichkeit. Geht der Schuß fehl, so steht es um den Jäger sehr gefährlich aus, wofern er sich durch die Flucht zu retten sucht. Der einzige Ausweg, der dem Jäger zu Erhaltung seines Lebens, in einem solchen Falle übrig bleibt, besteht darin: daß er den Panther unablässig beherzt ins Auge sieht, nicht die allermindeste Furcht blicken läßt und sich so allmählig rücklings von ihm entfernet. Auf diese Weise hat sich schon mancher Indianer, denen die Unerschrockenheit eigen ist, gegen die Wuth des durch einen Fehlschuß gereizten Panthers gesichert.

Das Stinkthier (*Viverra Putorius*) hat fast die Gestalt einer zahmen Katze, nur sein Schwanz gleicht dem des Fuchses. Es hält sich vorzüglich in Gebüschen auf, sieht ausnehmend freundlich aus, weicht aber vor niemand, und wer ihm zu nahe kommt, wird sehr übel bezahlt. Denn sobald es in Gefahr zu seyn sich einbildet oder böse wird, sprützt es von hinten über drey Klaftern weit,



3391934

eine feine unaussprechlich stinkende Feuchtigkeit, wovon die Luft wenigstens auf 100 Schritt so verpestet wird, daß kein Mensch auch nur eine Minute lang sich daselbst aufzuhalten vermag, indem diese Feuchtigkeit alles, was das ganze Thierreich stinkendes hervorbringen kann, weit übertrift. Wird ein Kleid auch nur mit einen Tropfen davon besprützt, so muß es auf lange Zeit in die Erde vergraben werden, wenn es den unausstehlichen, ja allen Ausdruck übersteigenden Gestank verlieren soll; so wie derjenige, welcher es an Leibe hatte, sich vorher vollends ausziehen und baden muß, ehe er wieder in eine menschliche Gesellschaft kommen darf. Wer von dieser Feuchtigkeit nur das mindeste in die Augen bekommt, kann leicht verblinden. Ein Hund, der vom Stinkthier besprützt werden, läuft herum, schreyt, als ob er gepeitscht würde, und wälzt sich vor Unmuth wüthend im Koth herum. Das beschwerlichste ist, daß dieses Thier die Keller und Vorrathskammern gern besucht. Denn niemand wagt es, den unsaubern Gast mit Gewalt herauszujagen, weil sonst sein zurücklassender Gestank unerträglicher seyn würde, als der Schade, den er auf jede andre Weise anrichten könnte.

Schlangen sind im Lande der Delawaren und Irokesen in grosser Menge auch von sehr verschiedener Art und Grösse.

Unter allen ist die gelbe Rassel- oder Klapperschlange die gefährlichste. Ihre gewöhnliche Länge ist 6 bis 7 Schuh und ihr dickster Umfang beträgt 9 bis 10 Zoll. Ihre Haut ist sehr schön gezeichnet, der obre Theil des Körpers ist braun mit rothgelb vermischt und mit schwarzen Streifen durchkreuzt, die in eine Goldfarbe spielen; der Bauch aber ist hellblau. Vorne im obern Theil des Mauls hat dieses Thier zu beiden Seiten 2 schmale sehr scharfe Zähne, die es schnell ausstrecken und einziehen kann, und an deren Wurzel ein Bläschen, aus welchem, wenn sie beißt, eine giftige Feuchtigkeit in die Wunde dringt. Die Rasseln oder Klappern am Schwanze, wovon diese Schlange den Namen hat, sind hornartige, wie eine Kette in einander geschlungene Ringe, deren sie jährlich einen mehr und so bis auf 20 bekommt. Diese machen, wenn sie sich bewegt, ein mehr oder minderes Geklapper, je nachdem sie alt ist. Hierdurch verräth sie gewiß oft sehr ungern ihre Gegenwart, wenn sie auch in ihren Schlupfwinkeln verborgen nicht gesehen werden kann. Sie greift, wenigstens bey Menschen, nie an, weicht aber

auch

auch nicht einen Zoll breit von der Stelle, wenn man gegen sie kommt, sondern hält sich stille, bis sie Gefahr merkt, dann rasselt sie, zieht sich in Gestalt eines Schneckenganges zusammen, streckt den Kopf in die Höhe, schießt auf den, der ihr nahe genug kommt, und entweder das Klappern nicht gehört hat oder nicht eilig genug die Flucht ergreifen kann, mit wüthender Schnelligkeit los, und wiederholt diesen Angrif zwey bis dreimal. Ihr Biß verursacht auf der Stelle einen fieberhaften Frost, und bey der Wunde entsteht eine Geschwulst, die sich allmählich über den ganzen Körper verbreitet. (*) In heissen Sommertagen ist ihr Biß oft auf der Stelle tödlich, die Indianer aber sind mit den

(*) In wärmern Gegenden, als z. B. in Surname, ist der Biß dieser Schlange weit gefährlicher, und fast jedesmahl, wenn nicht die Gegenmittel auf das allerschleunigste angewendet werden können, ohnfehlbar tödlich. Selbst der Biß ganz junger Schlangen dieser Art, hat schon die heftigsten Wirkungen zur Folge, wenn ich selbst ein Augenzeuge gewesen bin. Während meines Aufenthalts im dritten Grade des hohen sogenannten Buschneger-Landes, ging ich an einem Morgen im Coffee-Grunde spazieren,

den Mitteln gegen seine Wirkungen so bekannt, daß man wenig Exempel hat, daß einer an den Folgen des Klapperschlangenbisses gestorben sey. Ein gebissenes Stück Vieh kann in 24 Stunden ausser Gefahr seyn, wenn

---

trat unvermerkt auf eine unterm hohen Grase befindliche kleine Klapperschlange, die wegen ihrer Jugend noch mit Klappern nicht versehen war, weshalb sie noch kein Zeichen der Warnung von sich geben konnte, und wurde von derselben in die linke Wade gebissen. Mein in der Nähe stehender Sclaven-Neger durchhieb dieses etwa drey Fuß lange Thier sogleich mit einem Säbel, erschrack aber nicht wenig, als er bey näherer Untersuchung an derselben eine junge Rasselschlange entdeckte. Wir ritten unverzüglich in meine Wohnung, und sobald der Strumpf vom Fusse abgestreift war, ergriff die Frau des so ebenerwehnten Sclaven den verletzten Theil der Wade, quetschte denselben mit beiden Händen unter möglichster Anstrengung einige Minuten lang, indem sie die aus der Wunde hervorgehende Feuchtigkeit mit dem Munde aussog, worauf dieselbe mit dem gewöhnlichen Spiritus verbunden wurde. Da sorgfältig und geschwind nun diese gegen giftigen Bisse entgegen stehende Mittel auch angewendet wurden, so erfolgte dennoch eine eben so plötzliche

wenn die rechten Mittel gebraucht werden. Ausserdem ist sein Tod unvermeidlich. Nur einzig und allein den Schweinen können diese Schlangen nicht schaden, und werden sogar häufig von ihnen gefressen. Wird dieses Thier zornig gemacht, und es kann seine Wuth nicht durch Ausübung der Rache an andere befriedigen, so beißt es sich selbst, und in wenig Stunden ist es todt. Eine sonderbare Eigenschaft der Rasselschlange ist, daß sie mit ihrem Blick einen Vogel oder ein Eichhörnchen gleichsam bezaubern und so an sich ziehen kann, daß das arme Thierchen, wie sehr es auch dagegen kämpft, vom Baume herunter taumeln und endlich der Schlange in

---

als sehr schmerzhafte Anschwellung, die aber nach Verlauf einiger Stunden ohne weitere üble Folgen wieder nachließ. Bey ältern und schon mit Klappern versehenen Schlangen, ist der Biß in jenem Klima allerdings weit gefährlicher, doch kommt nur sehr selten ein Mensch, dem nicht ein feines Gehör mangelt, in die Verlegenheit von ihnen gebissen zu werden, weil jedes Kind schon von Jugend auf durch seine Aeltern mit dem Warnungszeichen dieser Thiere genau bekannt gemacht wird.

L. H. S.

in den Rachen springen muß, die es dann beleckt und mit ihrem Speichel schlüpfrig macht, damit es beym Verschlingen desto glätter hinuntergehe. In steinichten, bergichten, sonderlich unbewohnten Gegenden, sind diese Schlangen am häufigsten und vermehren sich ausserordentlich. Gegen das Ende des Jahres verkriechen sie sich in ihre Löcher, wo sie haufenweise über einander liegen, und manig Leben haben. Wenn sie im Frühjahre wieder zum Vorschein kommen, sterben ihrer viele. Zuweilen werden grosse Haufen todt über einander liegend gefunden, wodurch die Luft mit einem entsetzlichen Gestank angefüllt wird.

Alle Schlangen legen im Frühjahr ihre Haut ab, und erscheinen alsdenn mit der neuen in ihrer größten Schönheit.

Eydexen gibt es dort nur wenige, dahingegen findet man 7 bis 8 Arten Schildkröten von mannigfaltigen Farben.

Die Nordamerikanischen Frösche sind zwar von verschiedener Gattung, doch findet man die grössere Sorte, welche Ochsenköpfe genannt werden, am häufigsten. Sie sind wenigstens sechsmal so groß, als die gemeinen Frösche, und haben den Namen von ihrem Geschrey, welches dem Gebrülle eines Ochsen nicht nur gleich kommt, sondern, weil

es viel durchdringender ist, dasselbe weit über trift, und es können daher nur wenige derselben, besonders in der Nacht, einen fast unausstehlichen Lärm verursachen.

Die Baumkröte, die sich auf Bäumen, theils an der Rinde, theils in Spalten aufhält, ist einer gemeinen Kröte ähnlich, und kommt mit der Farbe des Baums, an welchem sie klebt, so überein, daß man sie kaum davon unterscheiden kann. Im Sommer sind sie in manchen Gegenden in solcher Menge, daß man durch ihr Gequacks von allen Seiten, wie betäubt wird.

Mit mancherley Gattungen Vögel ist dieses Land ebenfalls reichlich versehen.

Der dortige gemeine Adler (*Falco leucocephalus*) mit weissen Kopf und Schwanz, baut gewöhnlich sein Nest in die Gabel eines hohen dicken Baums, wozu er den Grund mit einer grossen Last Reisig legt, und es nicht leicht wieder verläßt, sondern nur alle Frühjahr ausbessert. Er besitzt eben so viel Muth als Stärke. Früh geht er auf den Raub aus, und bringt seinen Jungen Vögel, Eichhörnchen, Schlangen und Fische zu ihrer Nahrung. Mit letztern aber ist er nicht selten unglücklich, und wird von grossen Fischen, deren Stärke er im voraus nicht ganz richtig berechnet, und von denen er sei-

ne

ne eingehauene Klauen nicht geschwind genug los machen kann, unters Wasser gezogen und ersäuft. Vorzüglich aber geht er dem jungen Wilde nach, behilft sich aber auch im Nothfall mit Muscheln, die er hoch aus der Luft auf einen Felsen fallen läßt, um sie zu öfnen.

Der Fischhabicht (*Falco Haliaetus*) weiß seine Nahrung sehr behende aus dem Wasser heraufzuholen. Dieser Raubvogel hat die merkwürdige Eigenschaft, daß er in einem kleinen innerhalb seiner Haut befindlichen Sack, eine ölartige Materie bey sich führt, welche die Kraft hat, während er dicht über dem Wasser schwebt, die Fische an sich zu ziehen. Die gemachte Erfahrung hat diese gleichsam bezaubernde Wirkung jener Materie vielfältig bestätigt, indem, wenn man die Lockspeise am Angel, nur mit einem Tropfen dieses Habichtöls befeuchtete, die Fische aller Art so begierig anbissen, als wenn sie demselben nicht einen Augenblick widerstehen könnten.

Die Fasanen vermehren sich hier sehr stark, indem eine Henne 20 und mehr Junge auf einmal ausbrütet, werden aber von den Indianern wenig geachtet, und dienen mehrentheils den vielen Raubvögeln zur Nahrung.

Die

Die dasigen wilden Tauben (*Columba migratoria*) sind aschfarbig; das Männlein unterscheidet sich durch eine rothe Brust. Ihr Fleisch ist zart und schmackhaft, und gewährt den Indianern einen groſſen Theil ihrer Nahrung. Manches Jahr sind diese Thiere in solcher Menge vorhanden, daß sie die Luft verfinstern. Wo sich ihr Schwarm niederläßt, richten sie, eben wie die Heuschrecken, unter den Bäumen und Früchten eine schreckliche Verwüstung an. Dabey machen sie einen solchen Lärm, daß Menschen daselbst einander nicht hören vielweniger verstehen können.

Der Indianer schießt von diesen Tauben nicht selten 30 auf einmal vom Baume herunter. Der eigentliche Fang aber wird des Nachts vorgenommen. Mehrere Indianer versehen sich gemeinschaftlich mit Stroh und Holzfackeln, die sie aber erst anzünden, wenn sie mitten unter den Schwarm Tauben sind. Diese davon geblendet werden von den Indianern häufig mit Stöcken todt geschlagen, und es ist nichts ungewöhnliches, daß eine aus 5 bis 6 Personen bestehende Gesellschaft, in einer Nacht gegen 2000 Stück erlegen.

Wenn die Irokesen merken, daß die jungen Tauben flick sind, so hauen sie die Bäume um, auf welchen ihre Nester sich befinden,

und

und treffen oft auf einem Baum 100 und mehrere Paar junge Tauben.

Die Fischerey ist nach der Jagd die liebste Beschäftigung der Indianer. Ganz kleine Knaben sieht man schon mit Bogen und Pfeil in seichten Bächen waten und Fische schiessen.

Unter den vielen Sorten Fischen womit so wohl die Flüsse als Landseen in Nordamerika sehr reichlich versehen sind, hält man den Salm oder Lachs (*Salmo Salar*) für den vorzüglichsten. Eben so findet man in den frischen Bächen die Forellen (*Salmo Fario*) in sehr grosser Menge.

Der Zitteraal (*Gymnotus electricus*) hat dieses besondre an sich, daß wer ihn oder auch nur das Wasser, daß ihn umgiebt, berührt, eine heftige elektrische Erschütterung empfindet; jedoch kann man ihn mit seidenen Netzen sicher fangen.

Als vor einigen Jahren eine Gesellschaft Indianer, in der Susquehaña 70 bis 80 Meilen von der ofnen See entfernt, eine gemeinschaftliche Fischerey veranstaltet hatten, ereignete sich der besondre Umstand, daß sich 2 Seehunde (*Phoca vitulina*) aus der See in diesen Fluß verirrt hatten. Die Indianer schossen dieselben. Aber wie überaus groß war ihr Erstaunen über diese ihnen ganz unbekann-

ten

ten Thiere. Nach langem Verweilen hielten sie endlich Rath, was sie damit machen und ob sie dieselben essen sollten oder nicht? Ein alter Indianer that den Ausspruch, weil der grosse Gott ihnen diese Thiere zugeschickt habe, so müßten sie auch eßbar seyn. Alle gaben ihm Beifall, stellten eine Mahlzeit an, und fanden das Fleisch nicht nur eßbar sondern auch sehr wohlschmeckend.

## Achter Abschnitt.

### Handel der Indianer. Ihre Art zu reisen. Tänze und Spiele der Wilden.

Die Waaren, welche die Europäer den Indianern zuführen, bestehen hauptsächlich in folgenden Artikeln: Tuch, Leinwand, fertige Hemden, wollene Decken, Cattune, Kalmanke, Zwirn, wollenes und seidenes Band, Pulver u. Bley, gezogene Büchsen, Wampom, Messer, Farben, Draht, messingene Kessel

Kessel, silberne Schnallen, Armspangen, Ringgehänge, Nehnadeln, Ringe, Spiegel, Aexte und andere Werkzeuge. Diese vertauschen dagegen Felle von Hirschen, Bibern, Fischottern, Füchsen, wilden Katzen ꝛc. Da bey den Delawaren die Jagd am stärksten getrieben wird, so haben sie auch mit den Europäern, welche in Friedenszeiten ihre Waaren häufig in die Dörfer der Indianer bringen, einen weit beträchtlichern Handel, als die Irokesen und andere Nationen.

Die meisten Waaren haben zwar ihren bestimmten Preiß; oft aber verleitet die Begierde nach einer Waare den Indianer, sie übermäßig zu bezahlen. Dagegen aber ist es eingeführte Sitte, daß er, wenn ihn der Kauf in kurzem gereut, die Waare zurück geben und den Kaufpreis wieder fordern kann.

Im Handel die Weissen zu bevortheilen, ist den Indianern nicht leicht möglich; gelingt es ihnen aber, sie zu bestehlen, oder auf eine andre Art um das Ihrige zu bringen, so haben sie darüber eine grosse Freude. Sie nehmen gern auf Credit, und versprechen, nach ihrer Zurückkunft von der Jagd zu bezahlen. Wenn sie aber mit ihren Fellen nach Hause kommen, und es sind andre Handels-leute in derselben Gegend, so handeln sie mit diesen, und bekümmern

mern sich nicht weiter um diejenigen, denen sie Bezahlung schuldig sind. Werden sie gemahnt, so halten sie sich für beleidigt; denn alte Schulden zu bezahlen, komt ihnen eben so vor, als müßten sie ihre Waaren umsonst hingeben.

Wenn die Indianer einen Krieg vermuthen, welches sie aber sorgfältig verschweigen, so nehmen sie auf Credit, was sie nur bekommen können; denn so bald der Krieg ausbricht, ist alles bezahlt, und alsdann sind die Handelsleute, die sich unter ihnen befinden, am ersten in Gefahr, nicht allein ihr ganzes Vermögen, sondern auch ihr Leben zu verlieren. Auch dürfen sie nach Endigung eines Indianer-Krieges, sich mit ihren Waaren nicht zu früh unter sie wagen. Im letztern Indianer-Kriege, da es einmal schien, als ob der Krieg zu Ende wäre, begab sich eine zahlreiche Gesellschaft Kaufleute mit einer grossen Menge Waaren zu den Huronen auf den Weg. Diese erhielten Nachricht davon, und schickten ihnen eine Anzahl Krieger entgegen; als letztere aber sahen, daß die Kaufleute für sie zu stark waren, suchten sie dieselben durch Betrug in ihre Gewalt zu bekommen, und sagten ihnen: der Krieg sey wieder aufs neue angegangen; man sey von ihrer Ankunft benachricht worden, und eine

grosse

grosse Parthey Krieger habe sich auf den Weg gemacht, sie alle umzubringen; sie aber hätten Mitleiden mit ihnen, wäre jenen daher zuvorgekommen, und wollten ihnen einen guten Rath geben, wie sie ihr Leben retten könnten: sie sollten sich nämlich ihnen sogleich als Gefangene übergeben, und sich binden lassen. Wenn dann jene, die schon in der Nähe wären, vollends heran kämen und sähen, daß sie schon gefangen wären, würden sie ihnen kein Leid zufügen dürfen. Alsdann wollten sie sie sicher in ihre Dörfer bringen, und sorgen, daß sie auch von ihrer Waare nichts verlören. Die Kaufleute waren thöricht genug, ihren eben so hämisch als listigen Vorspiegelungen Glauben beyzumessen. Sie liessen sich willig fesseln, und halfen sogar einander binden, um nur recht geschwind der vorgeblichen Gefahr zu entkommen; wurden aber allesammt auf der Stelle ermordet. Die Huronen machten dabey reiche Beute, und rühmten sich hernach überall ihrer Geschicklichkeit, die weissen Leute zu hintergehen. (*)



(*) Dieser Vorfall scheint bestätigen zu wollen, daß Hinterlist und Falschheit, sonderlich gegen die Europäer, dem National-Charakter sämmt-

Der verderblichste Handel für die Indianer ist der schon mehr erwehnte Rumhandel. Zu Friedenszeiten, und sonderlich, wenn die Indianer ihre Opferfeste begehen, findet man fast immer Europäische Rumhändler unter ihnen, die aus schändlicher Gewinnsucht die Thorheit der Indianer mißbrauchen. Denn wenn dieselben einmal ins Saufen kommen, so ist ihnen alles feil, und nichts so lieb, das sie nicht für Rum weggeben sollten. Der Verfasser dieser Nachricht sahe selbst davon ein auffallendes Beispiel. Ein Indianischer Rumhändler in Schomoko an der Susquehanna, stellte sich mit einem Fäßchen Rum, in welches er einen dicken Strohhalm gesteckt hatte, auf einen freien Platz, wo

---

licher Indianer vorzüglich eigen ist. Den just diesen niedrigen Hauptzug ihres Benehmens gegen Weisse, habe ich unter den Indianern in Suriname, wo sie unter drey Casten-Abtheilungen die ursprünglichen Landesbewohner ausmachen, vielfältig zu bemerken Gelegenheit gehabt; ohnerachtet jene Nation, wegen der grossen Entlegenheit, mit diesen Indianern, in Betref ihrer Sitten und Gebräuche, wohl nie in einige Verbindung gewesen seyn kann.

D. H. G.

wo viele Indianer beysammen waren, und rief aus, daß jedermann unentgeldlich durch den Strohhalm kosten könne. Es kam ein Indianer mit nachdenkender Miene und mit langsamen Schritten auf das Rumfaß zugegangen; plötzlich aber wandte er sich um, u. lief eilends zurück. Nach einer Weile kam er wieder, und wiederholte den vorigen Auftritt. Da er aber zum drittenmal wieder kam, ließ er sich von dem Verkäufer bereden, und zog ganz schüchtern durch den Strohhalm etwas von den Rum. Kaum hatte er ihn gekostet, so kaufte er für die Wampom, die er bey sich hatte, ein kleines Glas voll Rum; und nun hörte er nicht auf, bis er die wollene Decke, die er auf dem Leibe hatte, seine gezogene Büchse, und was er sonst noch besaß, hingegeben und versoffen hatte.

Schmerz und Reue über den Verlust ihrer unentbehrlichsten Sachen, hat sie schon mehrmals bewogen, die Landesregierung der Europäer feyerlich zu ersuchen, daß den Rumhändlern verboten werden möchte, Rum in ihr Land zu bringen. Aber solche Verbote fruchten wenig; denn wenn auch die Europäischen Rumhändler eine Zeitlang wegbleiben, so suchen die Indianer sie auf, und viele von ihnen, sonderlich Weibsleute, treiben selbst einen Rumhandel.

Eben

Eben so wenig haben die oft wiederholten Beschlüsse ihrer Oberhäupter und Rathsmänner, daß niemand mehr starkes Getränk in ihre Dörfer bringen solle, dem Uebel Einhalt thun können. Gemeiniglich sündigen die Gesetzgeber selbst zuerst dawider, oder es fehlt doch den übrigen nicht an listigen Ränken, sich Rum zu verschaffen. Sie stellen z. B. ein Rumopfer an, wozu nichts als Rum genommen werden darf, und weil es als eine gottesdienstliche Handlung angesehen wird, so müssen die Oberhäupter es zulassen, daß Rum geholt wird.

Im Handel unter sich selbsten, machen sie sich kein Bedenken, einander aufs gröbste zu vervortheilen. Der Verkäufer fordert nach Gutdünken, weil er weiß, daß seine Landsleute, wenn sie nicht in Noth oder auf die Waare sehr erseſſen wären, sich gewiß nicht an ihn, sondern lieber an die weissen Leute wenden würden. Bey diesem Handel vertreten die Wampon die Stelle des Geldes, indem diese Muscheln bey ihnen eben so hoch geschätzt werden, als bey den Europäern Gold, Silber und Edelsteine.

Wenn die Indianer eine Reise vor sich haben, so thun sie zwar, als ob es ihnen völlig einerley wäre, ob das Wetter heiter oder trübe ist; jedoch kommt in ihren Rei-

se-

ge. Gebeten die Bitte um einen schönen und klaren Himmel mehrmals mit zum Vorschein. Ihr Proviant, den sie mitnehmen, besteht in Welschkornmehl, das sie entweder trocken essen, oder mit Zucker und Wasser vermischt, zu einem kühlenden und zugleich nahrhaften Trank bereiten, oder auch mit Wasser zu einer Art von Suppe kochen.

Auf ihren Reisen pflegen sie nicht zu eilen, denn sie sind im Busche überall wie zu Hause. Selten verlassen sie ihr Nachtlager sehr früh; sie müssen erst mit Muße gut gegessen haben; alsdann untersuchen sie ihre Kleidung, deren Ausbesserung sie manchmal lange aufhält. Dieses ist freylich für Europäer, die in ihrer Gesellschaft reisen müssen, etwas sehr unangenehmes, zumal wenn sie zu einer bestimmten Zeit an Ort u. Stelle seyn wollen. Gleichwol ist das beste, sich nach ihnen zu bequemen, damit man sie nicht unwillig mache, weil man ihrer Hülfe schlechterdings nicht entbehren und ohne ihre Begleitung im Indianer-Lande nicht fortkommen kann. Denn sie gehen im Busche, wo weder Weg noch Steg zu sehen ist, viele Tage hinter einander, ohne sich ein einziges mal zu verirren. Oft sind die Bäche und Flüsse so angelaufen, daß ein Europäer ohne Hülfe der Indianer gar nicht fortkommen würde. Diese sind aber so ge-

übte

übte Schwimmer, daß sie auch über den reissendsten Strom ganz leicht wegkommen.

Bey jeder gesellschaftlichen Reise wählen sie einen Anführer, und die jüngern Mannsleute besorgen während derselben die Jagd. Dasjenige Wild, so den Tag über geschossen wird, legen sie im Nachtlager bey dem Feuer des Anführers nieder, und erwarten von ihm, daß er das Fleisch unter alle vertheile.

In verschiedenen Gegenden halten sich Indianische Räuberbanden auf, welche die Reisenden anfallen und ausplündern, auch selbst ihre Landsleute nicht verschonen. Diese bestehen aus Leuten, die äuserst grober Verbrechen willen von ihren Stämmen sind verstossen worden.

Wenn einzelne Indianer über Wasser fahren wollen, welches ihnen zum Durchschwimmen zu breit zu seyn scheint, so machen sie geschwind ein Boot aus einem einzigen langen und breiten Stück Baumrinde, welches sie mit dünnen krum gebogenen Stöcken ausspannen und in die gehörige Form bringen.

Sind die Mannsleute zu Hause, so vertreiben sie sich die Zeit, die sie nicht verschlafen, oder verprassen, mit allerhand Lustbarkeiten; und die Frauensleute nehmen, so viel ihnen ihre Arbeit erlaubt Theil daran.

Der Tanz ist eine von ihren liebsten Leibesübungen. Jede feierliche Zusammenkunft ist mit einem Tanze verbunden, ja es vergeht fast keine Nacht, da nicht ein Tanz gehalten würde, wozu vornehmlich das junge Volk beiderley Geschlechts begierig sich einfindet.

Die Delawaren und Irokesen haben verschiedene Arten von Tänzen. Den alltäglichen halten sie entweder in einem grossen Hause oder auf einem freien Platze um ein Feuer herum. Sie tanzen im Kreise, und haben allemal einen Vortänzer, nach welchem die übrigen sich richten. Die Mannsleute sind voran, und die Weibsleute schliessen den Kreis. Diese tanzen mit vielen Anstand, als wenn es die ernsthafte Handlung wäre; sie lachen nicht, reden nicht mit den Mannsleuten, noch weniger scherzen sie mit ihnen; denn das würde ihnen keinen guten Namen machen. Sie hüpfen und springen auch nicht, sondern schlagen nur mit einem Fuß um den andern wechselsweise ein wenig vor- und dann wieder rückwärts, doch so, daß sie immer etwas vorwärts kommen. Auf diese Art glitschen sie mit grosser Leichtigkeit bis zu einer gewissen Stelle, und wieder zurück. Dabey halten sie sich sehr gerade, und lassen die Arme dicht am Leibe herunter hangen.

Die

Die Mannsleute hingegen hüpfen und stampfen, daß der Boden zittert, und jauchzen überlaut. Dabey kann man recht sehen, wie gelenk und wie leicht sie auf den Beinen sind. Ihre ganze Musik besteht gewöhnlich in einer Trommel, die aus dem unterm Ende eines hohlen Baums, worüber sie ein dünnes Hirschfell spannen, gefertigt und mit einem einzelnen Stocke geschlagen wird. Ihr Ton ist schlecht, und dient blos den Takt anzugeben, welchen die Indianer, wenn ihrer auch noch so viele zusammen tanzen, sehr genau beobachten.

Bey einen andern, der nur für die Mannsleute bestimmt ist, stehen sie nach der Reihe dazu auf, und jeder tanzt für sich, mit ausgezeichneter Leichtigkeit und Kühnheit. Er besingt dabey entweder seine eigene oder seiner Vorfahren Thaten, und die Gesellschaft, die auf dem Boden um ihn herum in einem Kreise sitzt, giebt ihm durch einen sehr rauhen Ton, den sie alle zu gleicher Zeit mit grosser Heftigkeit ausstossen, den Takt an.

Der sogenannte Friedenstanz, bey welchem das Kalumet oder die Friedenspfeife überreicht wird, ist darum für den Zuschauer der angenehmste, weil sie dabey durch Absingung eines lieblichen Gesangs die unzerreißliche Kette der Freundschaft vorstellen wollen.

Der

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
FOUNDATION

Eine Irokesische Rumhänd
lerin

Der Kriegstanz hingegen, den sie jedesmal halten, wenn sie zum Kriege ausziehen, oder aus demselben zurückkommen, ist äuserst fürchterlich. Niemand nimmt Theil daran, als die wirklichen Krieger. Diese bewafnen sich dazu, als ob ihre Feinde schon vor sie stünden. Der eine trägt eine Flinte oder das Kriegsbeil, der andere ein langes Messer, der dritte eine Kriegskeule und dergleichen mehr, oder sie erscheinen alle mit der Kriegskeule. Damit schlagen sie wüthend um sich herum, und geben dadurch zu erkennen, wie sie mit ihren Feinden umgehen wollen oder umgegangen sind. Dabey stellen sie sich so gräßlich wild und böse, daß es recht furchtbar anzusehen ist. Der Anführer fängt den Tanz an, und besingt dabey seine und seiner Vorfahren vermeinte Heldenthaten. Wenn er mit der Erzählung einer solchen merkwürdigen That fertig ist, schlägt er mit seiner Kriegskeule aus allen Kräften gegen einen Pfahl, der mitten im Kreise zu diesem Zweck in die Erde eingesetzt worden ist. So tanzt hernach ein jeder, wie die Reihe an ihn kommt, besingt die rühmlichen Thaten seiner Familie, und beschlüßt mit einem Schlage an besagten Pfahl. Zum Schluß tanzen sie alle zugleich, welches der fürchterlichste Auftritt ist, der sich nur den-

ken läßt. Sie nehmen dabey die schrecklichsten Stellungen an, drohen einander zu erschlagen, zu zerhauen, zu durchstossen; wissen aber mit ausserordentlichen Fertigkeit jedem Hiebe, Schlage oder Stosse so behend auszuweichen, daß nicht leicht eine Verletzung vorkommt. Um endlich den ganzen Auftritt noch gräßlicher zu machen, erheben sie gemeinschaftlich ein eben so wildes Geschrey, als sie es in ihren wirklichen Schlachten zu thun pflegen; so daß man sie für einen Haufen rasender Menschen halten sollte.

Der Spielsucht sind die Indianer so ausschweifend ergeben, daß sie oft ihre Waffen, Hausrath, Kleidung und alle Haabseligkeiten verspielen. Das vornehmste Spiel der Irokesen und Delawaren ist das Würfelspiel, ein ursprünglich Indianisches Spiel. Die Würfel sind von Pflaumenkernen gemacht, ovalrund, und etwas platt, auf der einen Seite schwarz, auf der andern gelb gefärbt. Die Schüssel, worin die Würfel liegen, wird von den Spielern wechselsweise aufgehoben, und auf den Tisch oder Boden hart niedergesetzt, da denn die Lage der Würfel entscheidet. Wer nun bey seinem Wurf die gröste Anzahl von der Preisfarbe hat, der zählt fünf, und wem dieses achtmal glückt, der hat das Spiel gewonnen.

Wäh-

Während des Spiels sind die Zuschauer in grosser Bewegung, und erheben bey jedem Wurfe, der etwas entscheidet, ein gewaltiges Geschrey. Die Spieler selbst aber verzerren das Gesicht auf eine gräßliche Weise, und murren immer über die Würfel und über die bösen Geister, die ihren Gegnern das Glück zuwenden.

Zuweilen spielen ganze Dörfer, ja wol ganze Stämme gegen einander. Der Verfasser war selbst einmal Augenzeuge, daß zwey Irokesische Dörfer viele Waaren, als Bänkets, Tuch, Hemden, Leinwand und dergleichen zusammen brachten, und mit einander darum spielten. Dieses währte acht Tage. Täglich kamen sie zusammen, und jeder Einwohner dieser beiden Dörfer mußte die Schüssel mit den Würfeln einmal aufheben und niedersetzen. Wenn das geschehen und eines jeden Wurf angemerkt worden war, gingen sie für den Tag wieder aus einander. Des Abends versammlete sich jede Parthey für sich, und opferte, damit sie gewinnen möchte. Es ging nemlich einer von ihnen singend um das zum Opfer bestimmte Feuer herum, streuete Taback darauf, und dann wurde getanzt. Als die zum Spiel bestimmte Zeit zu Ende war, wurden die Würfe gegen einander gehalten, und das Dorf welches

ches gewonnen hatte, zog mit den Waaren triumphirend nach Hause. — Das Karten- Kegel- und Ballspiel haben sie von den Europäern gelernt.

## Neunter Abschnitt.

### Krankheiten der Indianer und ihre Mittel dagegen. Begräbnißart der Wilden und ihre Trauer.

Diejenigen Indianer, von welchen hier die Rede ist, sind fast mehr Arten von Krankheiten unterworfen, als die Europäer, wozu ihre Lebensart, sonderlich die Jagd, vieles beyträgt. Denn auf der Jagd schleichen sie nicht etwa nur im Busche herum, das Wild unvermerkt zu erhaschen; sondern laufen so schnell hinter demselben her, daß sie oftmals die Hirsche ermüden, und so anhaltend, daß sie sich manchmal über 2 Meilen

len weit von ihrer Jagdhütte entfernen. Auch wissen sie alsdann beim Heben und Tragen weder Maaß noch Ziel zu halten. Einen Hirsch von 150 Pfund ein grosses Stück Weges aus dem Busch nach Hause zu schleppen, hält der Indianer für etwas leichtes, und thut wenigstens nicht, als ob es ihm schwer würde; wenn man gleich sieht, daß er darunter erliegen möchte. Dabey hungern sie oft von früh bis in die Nacht. Hierzu kommt noch der oftmalige schnelle Uebergang aus dem äussersten Mangel in den reichsten Ueberfluß, dabey sie ihrem Appetit keine Schranken setzen. Die Folgen davon zeigen sich gemeiniglich im Alter aufs empfindlichste.

Die Weibsleute tragen alles mit dem Kopfe, an einem Tragbande, der um die Stirne herum befestigt ist. Daran hängt die ganze Last, die auf ihrem Rücken ruht, und nicht selten weit über einen Centner beträgt. Daher kann es kommen, daß sie bey zunehmenden Jahren oft mit Reissen, so wie mit Steifigkeit im Nacken und Rücken häufig beschwert sind.

Die gewöhnlichsten Krankheiten der Indianer sind Seitenstechen, Schmerzen des Magens und der Brust, Schwindsucht, die rothe und weisse Ruhr, kalte und hitzige Fieber,

ber. Epilepsie und Raserey hingegen ist äuſerst selten. Unter den Weibsleuten, und sogar auch bey den alten, ist der Blutfluß sehr gemein.

Daß ihnen von den Europäern die Blattern zugebracht wurden, ist eine der vornehmsten Ursachen, wa um sie dieselben nicht gut sind. Denn diese Krankheit ist den Indianern überaus eckelhaft und fürchterlich, und man sieht sie fast nie so muth- und rastlos, als wenn dieselbe sich unter ihnen äuſert. Ihre nächsten Blutsfreunde, die damit befallen werden, können sie im Busche einsam liegen lassen, nur daß sie ihnen etwas Speise und Trank hinsetzen. Die Kranken selbst scheinen sogleich voll Verzweifelung zu seyn, und wissen nicht, was sie vor Unmuth angeben sollen. Die meisten von ihnen sterben, ehe die Blattern recht zum Vorschein kommen. (*)

Eben

---

*) Wie verschieden ein entgegengesetztes Klima auf den menschlichen Körper wirket, ist auch hier sichtbar und bemerkenswerth.

Die Indianer-Nationen in Suriname, so wie die daselbst in so beträchtlicher Menge lebenden Neger, haben ebenfalls schon sehr lange

Eben so ist seit einiger Zeit die venerische Seuche unter ihnen eingerissen, und verbreitet sich je länger je mehr. Auch die Einführung dieses Uebels schreiben sie, leider mit Recht den Europäern zu.

Durchgängig sind die Indianer elende Krankenwärter. So lange jemand noch essen kann, halten sie ihn nicht für krank; erst wenn er alle Eßlust verloren hat, wird sein Zustand gefährlich angesehen. Hat er sich wund gelegen, und kann er sich nicht mehr rühren, so

---

Europäer unter sich wohnen, auch stehen insonderheit die erstern mit den weissen Bewohnern der dasigen Hauptstadt Paramaribo in einem fast täglichen Handelsverkehr, und gleichwohl kennen diese die Blatterkrankheit eben so wenig als die venerische Seuche.

Da nun wenigstens die in Surinname wohnenden braunen Nationen, ihrer Natur nach, denen Indianern in Nordamerika vollkommen ähnlich zu seyn scheinen; so läßt sich aus dieser Zusammenhaltung mit ziemlicher Gewißheit bestimmen, daß obberührte Krankheiten mehr in gemäßigten als in ganz heissen Gegenden empfänglich und ansteckend werden können.

so wird er neben dem Feuer auf Gras oder Heu gelegt, und unter ihm ein Loch in die Erde gemacht, wo hinein er seine Nothdurft verrichtet. Eine dünne Suppe von gestossenem Welschkorn, ohne Butter und Salz, ist die gewöhnliche Speise der Kranken, die sich aber nicht immer dieser vorgeschriebenen Diät unterziehen, sondern manche essen und trinken auch in kranken Tagen, was sie gelüstet.

Ihr allgemeines und erstes Hülfsmittel gegen alle grosse und kleine Krankheiten, ist das Schwitzen. Daher findet man bey jedem Dorfe einen von den Wohnungen etwas abgelegenen Schwitzofen, der entweder von Pfählen und Brettern gemacht, und mit Erde zugedeckt ist, oder in einem Loche besteht, das in einem Hügel gegraben ist. Wenn sie nun schwitzen wollen, so kriechen sie nackt hinein, und lassen einige heißgemachte Steine hineinlegen. Alsdann wird das Thürchen des Ofens fest zugemacht, und so gerathen sie in einen Schweiß, der ihnen tropfenweise vom Leibe fließt. Sobald es ihnen aber zu heiß wird, kriechen sie heraus, springen in das nahe fliessende Wasser, darin sie doch nicht leicht über eine halbe Minute bleiben. Aus dem kalten Wasser kriechen sie geschwind wieder in den Ofen, und wiederholen dieses drey bis viermal. Hernach rauchen sie ihre

Pfeiffe

Pfeiffe mit Wohlgefallen, und verlieren für gewöhnlich alle Müdigkeit. Die Weibsleute haben entweder ihren besondern Schwitzofen; oder sie bedienen sich dieser Kur gar nicht.

Hier und da trift man grössere Schwitzöfen an, darin mehrere Personen Platz haben. Manche begiessen die glühenden Steine von Zeit zu Zeit mit Wasser, um den Dampf zu vermehren, u. den Schweiß zu befördern.

Viele Indianer haben auch in gesunden Tagen die Gewohnheit, daß sie wöchentlich ein paar mal in den Schwitzofen kriechen, bloß um sich zu erfrischen. Einige suchen ihr Gemüth dadurch zu einem vorhabenden Geschäfte aufzuheitern, das viel Ueberlegung und List erfordert.

Will das Schwitzen gegen den Anfall einer Krankheit nicht hinlänglich seyn, so nehmen sie ihre Zuflucht zu den Aerzten, deren es unter ihnen sehr viele aus beyden Geschlechtern giebt.

Diese haben ihre Kunst entweder durch Unterricht von andern, oder sie haben selbst mit verschiedenen Arzneymitteln Proben gemacht, und dadurch einige Erfahrung erlangt. Besonders legen sich alte Indianer, die mit Jagen nichts mehr erwerben können, sehr gern auf die Arzneykunst, und finden dabey ihr

Durch-

Durchkommen reichlich. Und obschon sehr viele Kranke das Opfer der Unwissenheit dieser selbstinstruirten Aerzte werden, so halten sie doch ihre Kenntnisse für gewöhnlich sehr geheim, so daß sie mit ihrem Tode gemeiniglich verloren gehen. Einige aber theilen sie kurz vor ihrem Tode einem ihrer Kinder oder guten Freunden, als ein Vermächtniß mit.

Die Indianischen Aerzte lassen es nie bey dem blossen Gebrauch der Arzneyen bewenden, sondern nehmen immer besondere geheimnißvolle Ceromonien mit zu Hülfe, um ihren Kuren das Ansehen zu geben, als ob etwas übernatürliches dahinter wäre, wodurch sie bey den Patienten mehr Eingang finden. Die Wurzeln und Kräuter sammlen sie daher mit wunderbaren Ceremonien, und bereiten die Arzneyen daraus unter Anrufung des grossen Geistes, mit welchem sie in besonderer Gemeinschaft zu stehen vorgeben. Auch die Anweisung, die sie den Kranken über den Gebrauch derselben geben, erfolgt unter allerhand gauckelhaften Bewegungen und Aeusserungen. Sie behaupten, daß sie den bösen Geist, der die Leute krank mache, in die Wildniß treiben und da fest binden können. Ihren Beruf zur Ausübung der Arzneykunst, beweisen sie mehrentheils aus

sonder-

sonderbaren Träumen, wodurch ihnen eine besondere Macht ertheilt worden, Kranke gesund zu machen. Dieser Kunstgriff dient ihnen nicht selten, ihr wankendes Ansehen wieder zu befestigen. Dabey lassen sie sich durchgehends gut bezahlen. Will ein Kranker einen Arzt haben, so muß die Bezahlung schon parat liegen, wenn derselbe ins Haus tritt, und diese muß ansehnlich seyn. Wenn daher ein Kranker so arm ist, daß er die Bezahlung nicht aufzubringen weiß, so treten die Verwandten zusammen, und geben so viel her, daß der Arzt reichlich bezahlt werden kann. Hat dieser Punkt seine Richtigkeit, so fängt derselbe an als Arzt zu handeln, bezeigt sich überaus wichtig, und sagt mit grosser Zuversicht, was für eine Krankheit es sey, woher dieselbe entstanden, und ob der Kranke wieder gesund werden könne. Nach gegebener Vorschrift der Diät und des zu verrichtenden Opfers, erfolgen sodann die Arzeneyen. Wird der Patient besser, so schreibt er es der Geschicklichkeit seines Arztes zu; erfolgt das Gegentheil, so wendet er sich zu einen andern, und von diesem zum dritten, worüber er in die bitterste Armuth gerathen kann.

In allen weiblichen Krankheiten wissen die weiblichen Aerzte solche Mittel, die ihre Genesung

nesung sehr geschwind befördern. Sie thun aber auch mit ihrer Wissenschaft äuserst geheim.

Die Ceremonien, deren die Indianischen Aerzte sich bey ihren Kuren bedienen, sind eben so sonderbar als lächerlich. Mancher bläst zuerst den Kranken an, denn schon ihr Othen soll, ihrer Einbildung nach, heilsam seyn; dann besprützt er ihn über den ganzen Leib mit einem Kräutertrank aus seinem Munde, geberdet sich gräßlich, und macht ein fürchterliches Geschrey. Zuweilen kriecht der Arzt in den Schwitzofen, wo er gewaltig schwitzt, heult und lärmt, und von Zeit zu Zeit den Kranken, der vor dem Ofen liegt, mit schrecklichen Geberden ansieht, und ihm nach dem Pulse fühlt. Dann spricht er ihm sein Urtheil, entweder, daß er bald besser werden soll, oder, daß ihm nicht zu helfen sey. Der Verfasser sahe einstmals einen Indianischen Arzt, der sich in ein Bärenfell so eingekleidet hatte, daß seine Arme in den Vorderfüssen, seine Beine aber in den Hinterfüssen, und der Kopf in der Haut des Bärenkopfs steckten, in welchen er grosse Glasaugen gesetzt hatte. So kam er mit einem Kalabasch in der Hand, unter Begleitung einer grossen Menge Volks, singend und tanzend in die Hütte des Kranken, griff mit der

Hand

Hand in die heisse Asche, warf sie mit gräßlichem Geschrey in die Luft, kam darauf zu dem Kranken, und machte mit einigen kleinen Hölzern allerhand Gaukeleyen, die dem Patienten zur Gesundheit verhelfen sollten.

Viele gemeine Indianer glauben, die Aerzte könnten durch das Geklapper mit dem Kalabasch von den Geistern die Ursach der Krankheit erfahren, auch die Tücke des bösen Geistes, der die Krankheit erregt habe, dadurch vereiteln.

Im ganzen genommen aber, verstehen alle diese Aerzte von innerlichen Krankheiten sehr wenig, wissen auch beim Gebrauch der Arzneymittel weder Maas noch Ziel, daher behandeln sie ihre Kranken oft auf eine äuserst kühne und heftige Art, weil sie insgemein den Grundsatz hegen, daß heftige Krankheiten auch heftige Mittel erforderten. Aeusserliche Schäden hingegen, verstehen sie eben so leicht und gut zu heilen, als verrenkte Glieder geschwind wieder in Ordnung zu bringen. Eben so halten sie Arm- und Beinbrüche nur für Kleinigkeit, und wissen mit deren Zusammensatz und Heilung so vortreflich umzugehn, daß man nur äuserst selten einen Krüpel von der Art unter ihnen antreffen wird, obschon dergleichen Unglücksfälle häufig vorkommen. Ein Indianer, der

ganz

ganz allein im Busche, sich den Fuß oder das Knie verrenkt hat, hilft sich selbst damit, daß er zum nächsten Baume kriecht, an welchem er das eine Ende seines Tragbandes, welches er immer bey sich hat, und das andere Ende desselben an dem verrenkten Fuß befestigt; hierauf sich auf den Rücken legt und so lange zieht, bis das Glied wieder in Ordnung ist.

Zum Aderlassen bedienen sich diese Aerzte ein Stückchen Feuerstein oder Glas, binden es an ein Stöckchen, setzen es auf die Ader, und schlagen darauf bis Blut komt. Zum Zahnausziehen ist ihnen fast jede Zange gut genug. Wer unter einer solchen plumpen Operation klagt oder schreyt, wird sowohl vom Arzt als den Umstehenden nur ausgelacht.

Ueberhaupt besitzt der Indianer eine fast unglaubliche Härte, welche aber allererst dann ihren höchsten Grad erreicht und in völlige Unempfindsamkeit übergeht, wenn er zur Bosheit gereizt wird; wovon die hier beygefügte wahre Anekdote ein Beispiel abgeben kann.

Ein dasiger Missionarius erzählt als Augenzeuge, daß ein junger Irokese mitten unter den heftigsten Quaalen zu seinen Feinden gesagt habe: „ihr versteht die Sache gar nicht recht; ihr wißt nicht, wie man Jemand martern muß; ihr seyd feige Memmen; wenn ich euch

in

in meinen Lande hätte, so solltet ihr es schon besser empfinden". Indem er dies sagte, machte eine dabey stehende Frau einem kleinen eisernen Spieß im Feuer glühend, und stach ihn mit denselben an gewissen empfindlichen Theilen, in den Leib. Der heftige Schmerz, den ihm diese Stiche verursachten, preßte ihm zwar in dem Moment, als er dieselben erhielt, ein fürchterliches Geschrey aus; doch faßte er sich augenblicklich wieder, nahm eine lachende Miene an, und sagte zu der Frau: „Du hast Verstand; du weißt, wie man es machen muß, wenn man Jemand quälen will!"

Das Gliederreissen behandeln jene Aerzte als einen blos äusserlichen Schaden, lassen dabey innerlich nichts gebrauchen, sondern schröpfen denjenigen Theil des Leibes, wo die Schmerzen am heftigsten empfunden werden, und gebahren dabey eben so wie bey obbeschriebenem Aderlassen.

Vorzüglich aber verstehn sie sich auf die Kur der Schlangenbisse, und haben gegen den Biß einer jeden giftigen Schlangenart eine besondere Arzney, z. B. den Klapperschlangen-Wegerich, (*Polygala Senega*) dessen Blätter sich gegen den Biß der Rasselschlange ungemein wirksam beweisen. Dieses Mittel hat Gott reichlich verliehen, indem

dem es überall, wo dergleichen Schlangen sich aufhalten, häufig gefunden wird. Es ist allerdings merkwürdig, daß gerade um die Zeit, da der Biß dieser so furchtbaren Thiere am gefährlichsten ist, auch dieses Kraut seine grösseste Vollkommenheit erreicht hat. Die Indianer sind von der untrüglichen Kraft dieses Gegengifts so gewiß überzeugt, daß mancher für einen Trunk Brandwein sich ohne Bedenken von der Rasselschlange beissen läßt.

So unschätzbar nun dieses Mittel an sich selbst ist, und so gewiß man bey sorgfältiger Anwendung auf die heilsame Kur desselben rechnen kann; eben so traurige Beispiele hat ein vernachläßigter Gebrauch dieses Gegengifts, bey einem Menschen, der von der Klapperschlange gebissen worden ist, zur Folge. In Pensylvanien ward ein am Fusse gebissener Knabe durch eine dergleichen Vernachlässigung nicht gründlich geheilt. In kurzer Zeit darauf bekam sein ganzes Bein die Farben der Klapperschlange, das Fleisch ging in Fäulniß über, fiel stückweise ab, und er kam jämmerlich ums Leben. Das getrocknete Fleisch der Rasselschlange in Suppen gekocht, soll nahrhafter als Vipernfleisch, und in der Schwindsucht sehr dienlich seyn; auch ihre Galle wird als Arzney gebraucht.

Pflan-

Pflanzen, Wurzeln und Kräuter von mancherley Art, so zur Medicin gebraucht werden, liefert dieses Land im Ueberfluß.

Eine unter den Indianern vorzüglich beliebte Arzney, das Oel, welches aus der Erde, gemeiniglich mit Wasser zugleich, herausquillt; wurde auf eine ganz besondre Weise entdeckt. Ein Indianer, der die Blattern hatte, legte sich, um abzukühlen, in einen Morast. Seine baldige Genesung veranlaßte eine nähere Untersuchung jener Pfütze, und man entdeckte in derselben die erste Oelquelle in Nordamerika. Seitdem hat man im Lande der Delawaren und Irokesen, sowohl in fliessendem als stehendem Wasser verschiedene Oelquellen gefunden. Sie sind wegen ihres starken Geruchs leicht zu entdecken. Selbst das Fluß- und Bach-Oel kann man in einer Entfernung von 4 bis 500 Schritten riechen. Die Farbe dieses Oels ist braun, und im Geruch hat es einige Aehnlichkeit mit dem Theer. Die Indianer sammlen dieses Oel blos von stehenden Wassern, schöpfen dasselbe in Kessel und reinigen es von dem beygemischten Wasser durch Kochen. Sie bedienen sich dessen sowohl zu innerlichen als äusserlichen Kuren, u. lassen sich die Kanne von den weissen Leuten manchmal mit 4 Guineen

(24 rtlr.) bezahlen. Dieses Oel kann auch in Lampen gebrannt werden.

Eine Hauptursach der schmerzlichsten Krankheiten und plötzlichen Todesfälle unter den Indianern ist die Giftmischerey. Zu dieser boshaften Ausführung fehlt es ihnen nicht an giftigen Gewächsen, deren Wirkung allerdings sehr verschieden ist. Eine Art ihres Giftes wirkt nach und nach, in 3 bis 4 Monaten aber unfehlbar. Eine andere verursacht ebenfalls einen gewissen, aber noch langsamern Tod, erst in Jahr und Tag, und alle Mittel dagegen sind fruchtlos. Die dritte Art Gift wirkt zwar schneller, doch ist seine Wirkung nicht ganz unwiderstehlich. Durch Brechmittel, wenn sie noch zu rechter Zeit gebraucht werden, ist die Rettung des Vergifteten möglich. Ohne diese aber erfolgt der Tod in wenig Stunden. Dieses Giftes bedienen sich insonderheit die Indianischen Selbstmörder.

Noch eine besondere Art von Gift ist den Irokesen und Delawaren durch die Nanticocks bekannt worden, womit sie Krankheiten und Tod über ganze Dörfer und Gegenden verbreiten können, daß die Leute wie an der Pest wegsterben. Die Nation der Nanticoks (Erfinder dieses mörderischen Mittels) hat sich selbst schon größtentheils dadurch aufge-

aufgerieben. Es soll aber nur in dem Falle wirken, wenn etliche solche Bösewichter eins werden, dasselbe zu brauchen. Vergeblich haben sich die Delawaren seit mehrern Jahren ernstlich bemüht, diese gefährliche Giftmischerey unter sich zu vertilgen. Sie leben daher in steter Furcht, vergiftet zu werden.

Ausser dieser wirklichen Vergiftung, leben diese unwissenden Indianer gröstentheils noch immer in Furcht, durch die böse Kunst der vermeinten Zauberer unglücklich gemacht oder gar getödtet zu werden. Diese Thorheit der Indianer geht so weit, daß sie glauben, ein in der Zauberkunst erfahrner Meister sey vermögend, einen Menschen in Zeit von 24 Stunden zu tödten, wenn er auch 100 und mehrere Meilen von demselben entfernt sey. Und obschon einige ihrer Aerzte die Nichtigkeit dieser vorgeblichen Zauberey einsehen, so lassen sie doch den Kranken sehr gern bey seiner Einbildung, damit sie, wenn die Kur gelingt, die Ehre haben, daß sie auch über die Zauberer den Meister zu spielen im Stande sind.

Sobald ein Indianer gestorben ist, wird die Leiche ganz neu gekleidet; das Gesicht und Hemd roth bemahlt, und auf eine Matte oder ein Fell mitten in seiner Hütte gelegt.

Nie-

ganzen Nachlassenschaft, unter grossem Gefolge feyerlich herausgetragen, in den Sarg hinunter gelassen, mit dem leinenen Tuche zugedeckt, der Sarg vernagelt und das Grab mit Erde zugeschüttet. Mit dem Einsenken der Leiche erheben die Weiber ein schreckliches Geheule; indeß es die Mannsleute für Schande halten zu weinen.

Beim Kopfe der Leiche, der immer nach Osten zu liegen kommt, wird ein langer Pfosten aufgerichtet, wovan zu sehen ist, wer da begraben liegt. Ist es ein Chief, das ist, ein Oberhaupt der Nation oder eines Stammes, so wird der Pfosten nur sauber ausgearbeitet, aber nichts daran gemahlt. Ist es aber ein Capitain, das ist, ein Anführer der Kriegsleute, so ist der Pfosten roth angestrichen, und der Kopf nebst die Beschreibung seiner vorzüglichsten Heldenthaten daran gemahlt. Bey einem Arzt hängen sie die kleine Schildkrötenschaale an den Pfahl, deren er sich bey der Ausübung seiner Kunst bedient hat.

Nach dem Begräbniß wird der größte Theil der Nachlassenschaft des Verstorbenen unter diejenigen, so beim Begräbniß geholfen haben, wozu niemals Verwandte des Verstorbenen genommen werden, vertheilt; und das übrige unter die Fremden, die mit zu

Grabe

Grabe gegangen sind, so daß jeder etwas bekommt.

Nach diesem geht des Verstorbenen Mutter, Grosmutter, oder eine andre nächste Blutsfreundin Abends und Morgens, eine Zeitlang, zum Grabe und weint, setzt auch manchmal etwas zu Essen aufs Grab, damit der Verstorbene nicht Hunger leiden möge.

Der erste Grad der Trauer einer Wittwe besteht insgemein darin, daß sie sich in die Asche ans Feuer setzt, und erbärmlich weint. Bald aber läuft sie zum Grabe, wo sie ihren Verlust unter Vergiessung häufiger Thränen laut beweint, und dann wieder zu ihrer Asche zurückkehrt. Sie ißt nicht ordentlich, trinkt nicht, schläft nicht, und läßt sich vors erste von niemand trösten. Nach einer Weile aber läßt sie sich bereden, aufzustehen, Rum zu trinken und Trost anzunehmen. Inzwischen muß sie den zweiten Grad der Trauer ein ganzes Jahr lang fortsetzen, nemlich sich ohne allen Schmuck schlecht kleiden, und selten waschen. Sobald sie sich nur ein wenig reinlich hält, sich ordentlich kämmt oder salbt, so wird das gleich so ausgelegt, als wollte sie gern bald wieder heirathen.

Bey den Mannsleuten geht während der Trauer, weder im Anzuge noch in der Lebensart, einige Veränderung vor.

Die

Neben derselben werden die Waffen, und alles, was der Verstorbene hinterlassen hat, auf einen Haufen zusammen gethan. Abends nach Untergang der Sonne, und Morgens, ehe sie aufgeht, versammlen sich die weiblichen Verwandten um die Leiche, und beweinen den Verstorbenen. (*.) Ihr Heulen ist stärker oder schwächer, je nachdem der Verstorbene mehr oder weniger beliebt, oder vornehm, oder die Art seines Todes mehr oder weniger traurig war. Dieses wiederholen sie täglich, bis er begraben ist.

Die

(*.) Unter den Saramakka-Freynegern, welche in der Gebirgs-Einöde Surinams wohnen, ist dieses Beweinen der Verstorbenen in einem noch weit höhern Grade gewöhnlich. Denn sobald ein Todesfall den Mitbewohnern des Dorfs durch eine dreymalige Salve aus 12 bis 15 Flinten bekannt gemacht worden ist; so stürzen sämmtliche Weiber aus ihren Hütten heraus, umhüllen den Hintertheil des Kopfes mit einem Lumpen, schlagen die Hände im Nacken zusammen, laufen eine lange Weile durch einander ungestüm im Orte herum, geberden sich dabey wie unsinnig und verführen mit möglichster Anstrengung ein heulendes Geschrey so lange, bis ihnen die durch übertriebene Heftigkeit sich bald einstellende Hei-

Die Begräbnißplätze der Indianer sind von ihren Dörfern etwas abgelegen. Das Grab wird gewöhnlich von ältlichen Weibern gemacht; denn alles junge Volk scheut diese Arbeit.

Ist nach der jetzigen neuern Einrichtung der Sarg für die Leiche fertig, so wird derselbe beym Begräbniß zuerst ins Grab gesetzt; alsdann der Todte in einem ganz neuen leinenen Tuche, doch aufgedeckt, damit sein Putz noch recht gesehen werde, nebst seiner ganzen

---

serkeit daran behindert. Die nahen Anverwandten hingegen, wälzen sich, unter wüthendem Jammer und Wehklagen, stundenlang bey des Verstorbenen Wohnung im Kothe herum, und wenn diese endlich von andern sich mitleidig stellenden Personen zum Wiederaufstehen genöthigt und zur Beruhigung ermuntert werden; so geberden sie sich gräßlich und so widerspenstig, daß 3 bis 4 Personen mit einem Erwachsenen ihre volle Arbeit haben, um diesen gleichsam rasend scheinenden Traurigen nur wenige Schritte bis in die Wohnung des Verstorbenen fortzuschleppen, wo sie ihn sodann mit starkem Getränke wieder zu befriedigen suchen.

d. H. g.

ganzen Nachlassenschaft, unter grossem Gefolge feyerlich herausgetragen, in den Sarg hinunter gelassen, mit dem leinenen Tuche zugedeckt, der Sarg vernagelt und das Grab mit Erde zugeschüttet. Mit dem Einsenken der Leiche erheben die Weiber ein schreckliches Geheule; indeß es die Mannsleute für Schande halten zu weinen.

Beim Kopfe der Leiche, der immer nach Osten zu liegen kommt, wird ein langer Pfosten aufgerichtet, woran zu sehen ist, wer da begraben liegt. Ist es ein Chief, das ist, ein Oberhaupt der Nation oder eines Stammes, so wird der Pfosten nur sauber ausgearbeitet, aber nichts daran gemahlt. Ist es aber ein Capitain, das ist, ein Anführer der Kriegsleute, so ist der Pfosten roth angestrichen, und der Kopf nebst die Beschreibung seiner vorzüglichsten Heldenthaten daran gemahlt. Bey einem Arzt hängen sie die kleine Schildkrötenschaale an den Pfahl, deren er sich bey der Ausübung seiner Kunst bedienet hat.

Nach dem Begräbniß wird der größte Theil der Nachlassenschaft des Verstorbenen unter diejenigen, so beim Begräbniß geholfen haben, wozu niemals Verwandte des Verstorbenen genommen werden, vertheilt; und das übrige unter die Fremden, die mit zu

Grabe

Grabe gegangen sind, so daß jeder etwas bekommt.

Nach diesem geht des Verstorbenen Mutter, Grosmutter, oder eine andre nächste Blutsfreundin Abends und Morgens, eine Zeitlang, zum Grabe und weint, setzt auch manchmal etwas zu Essen aufs Grab, damit der Verstorbene nicht Hunger leiden möge.

Der erste Grad der Trauer einer Wittwe besteht insgemein darin, daß sie sich in die Asche ans Feuer setzt, und erbärmlich weint. Bald aber läuft sie zum Grabe, wo sie ihren Verlust unter Vergiessung häufiger Thränen laut beweint, und dann wieder zu ihrer Asche zurückkehrt. Sie ißt nicht ordentlich, trinkt nicht, schläft nicht, und läßt sich vors erste von niemand trösten. Nach einer Weile aber läßt sie sich bereden, aufzustehen, Rum zu trinken und Trost anzunehmen. Inzwischen muß sie den zweiten Grad der Trauer ein ganzes Jahr lang fortsetzen, nemlich sich ohne allen Schmuck schlecht kleiden, und selten waschen. Sobald sie sich nur ein wenig reinlich hält, sich ordentlich kämmt oder salbt, so wird das gleich so ausgelegt, als wollte sie gern bald wieder heirathen.

Bey den Mannsleuten geht während der Trauer, weder im Anzuge noch in der Lebensart, einige Veränderung vor.

Die

ganzen Nachlaſſenſchaft, unter groſſem Gefolge feyerlich herausgetragen, in den Sarg hinunter gelaſſen, mit dem leinenen Tuche zugedeckt, der Sarg vernagelt und das Grab mit Erde zugeſchüttet. Mit dem Einſenken der Leiche erheben die Weiber ein ſchreckliches Geheule; indeß es die Mannsleute für Schande halten zu weinen.

Beim Kopfe der Leiche, der immer nach Oſten zu liegen kommt, wird ein langer Pfoſten aufgerichtet, wovan zu ſehen iſt, wer da begraben liegt. Iſt es ein Chief, das iſt, ein Oberhaupt der Nation oder eines Stammes, ſo wird der Pfoſten nur ſauber ausgearbeitet, aber nichts daran gemahlt. Iſt es aber ein Capitain, das iſt, ein Anführer der Kriegsleute, ſo iſt der Pfoſten roth angeſtrichen, und der Kopf nebſt die Beſchreibung ſeiner vorzüglichſten Heldenthaten daran gemahlt. Bey einem Arzt hängen ſie die kleine Schildkrötenſchaale an den Pfahl, deren er ſich bey der Ausübung ſeiner Kunſt bedient hat.

Nach dem Begräbniß wird der gröſte Theil der Nachlaſſenſchaft des Verſtorbenen unter diejenigen, ſo beim Begräbniß geholfen haben, wozu niemals Verwandte des Verſtorbenen genommen werden, vertheilt; und das übrige unter die Fremden, die mit zu

Grabe

Grabe gegangen sind, so daß jeder etwas bekommt.

Nach diesem geht des Verstorbenen Mutter, Grosmutter, oder eine andre nächste Blutsfreundin Abends und Morgens, eine Zeitlang, zum Grabe und weint, setzt auch manchmal etwas zu Essen aufs Grab, damit der Verstorbene nicht Hunger leiden möge.

Der erste Grad der Trauer einer Wittwe besteht insgemein darin, daß sie sich in die Asche ans Feuer setzt, und erbärmlich weint. Bald aber läuft sie zum Grabe, wo sie ihren Verlust unter Vergiessung häufiger Thränen laut beweint, und dann wieder zu ihrer Asche zurückkehrt. Sie ißt nicht ordentlich, trinkt nicht, schläft nicht, und läßt sich vors erste von niemand trösten. Nach einer Weile aber läßt sie sich bereden, aufzustehen, Rum zu trinken und Trost anzunehmen. Inzwischen muß sie den zweiten Grad der Trauer ein ganzes Jahr lang fortsetzen, nemlich sich ohne allen Schmuck schlecht kleiden, und selten waschen. Sobald sie sich nur ein wenig reinlich hält, sich ordentlich kämmt oder salbt, so wird das gleich so ausgelegt, als wollte sie gern bald wieder heirathen.

Bey den Mannsleuten geht während der Trauer, weder im Anzuge noch in der Lebensart, einige Veränderung vor.

Die

Die Nantikoks haben die besondre Gewohnheit, daß sie 3, 4 und wohl mehr Monate nach dem Begräbniß die Leiche wieder ausgraben, die Gebeine reinigen, trocknen, in reine neue Tücher wickeln und dann wieder begraben. Dabey wird gemeiniglich ein Fest angestellt, und das beste, so sie auftreiben können, darauf verwendet. Wenn einer von den vornehmen Indianern gestorben ist, so schicken oft sehr weit entfernte Indianer an die Hinterlassenen feierliche Botschaft ab, sie über ihren Verlust zu trösten, und unter vielen Ceremonien ihnen mit kostbaren Geschenken die Thränen abzuwischen. Wenn ein Chief Trauer hat, so kann niemand über irgend ein Anliegen mit ihm zu Rathe gehen, ja selbst die feierlichste Botschaft einer andern Nation kann nicht an ihn gelangen, bevor die Trauer von ihm genommen, und er getröstet worden. Dies geschieht gewöhnlich durch einen String oder ein paar Klafter Wampom, unter einer Rede, worin unter andern gesagt wird: „Wir begraben die Gebeine des Verstorbenen, und überdecken das Grab mit Rinde, damit weder Thau des Himmels noch Regen auf sie falle; wir wischen die Thränen von deinen Augen, und nehmen die Betrübniß von deinem Herzen hinweg; wir legen dein Herz zurecht, und machen es fröhlich, u. s. w. Damit ist die Trauer zu Ende, und er verrichtet sein Amt wie vorher.

Ist

Die prachtvolle Menura.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

Ist ein Chief gestorben, so wird der ganzen Nation die Theilnehmung an ihrem Verluste auf eine feyerliche Weise bezeigt. Folgendes Beispiel dieser Art wird zu mehrerer Erörterung beigefügt: Als vor einiger Zeit die Cherokeesen eine zahlreiche Gesandtschaft an die Delawaren in Goschachküng schikten, ihr Bündniß mit denselben zu erneuren, war gerade das vornehmste Oberhaupt der letztern, Namens Netawatwes, gestorben. Die Gesandten blieben deswegen etwa eine halbe Meile vom Dorfe der Delawaren, und liessen sich nur anmelden. Darauf wurden sie des folgenden Tages von etlichen Hauptleuten der Delawaren bewillkommt, und ihnen die Freude über ihre Ankunft bezeigt. Sie drukten sich darüber in der Anrede folgendermassen aus: „Wir ziehen die „Dornen, die ihr auf der Reise in eure Füsse bekommen habt, heraus; den Sand und „die kleinen Steinchen, die sich zwischen eure Zähen festgesetzt haben, nehmen wir sorgfältig heraus, und wo sie von den Dornen „und Hecken zerkratzt worden, salben wir sie „mit dem heilsamen Oele; wir wischen den „Schweiß von euren Angesichtern, den Staub „aus euren Augen, und reinigen eure Ohren, „eure Kehle und euer Herz von allem Bö„sen, so ihr auf eurer Reise gesehn oder ge-

„hört, und sich etwa in euer Herz einge-
„drungen hat.“ Nachdem diese Rede durch einen String of Wampom bekräftigt worden, zogen die Hauptleute mit den Gesandten, unter Begleitung einer grossen Anzahl Indianer ins Dorf. Beim Einzuge grüßten die Chroskeesen die Einwohner mit einer Salve aus ihrem Gewehr; welche von den Einwohnern erwiedert wurde. Nun fing der erste Gesandte einen Gesang an, unter welchem die Gesellschaft ins Rathhaus ging, wo alles zu ihrer Ankunft in Bereitschaft gesetzt worden war. Nachdem sie sich gesetzt hatten, bezeugte der Cherokeesische Abgesandte sein Leidwesen über den Tod des Delawarischen Chiefs, und seine Theilnahme an den Schmerz der Nation über den Verlust desselben, indem er sagte: „Ich wikele dessen
„Gebeine in ein Tuch, begrabe sie, und be-
„decke das Grab mit Rinde. Der trauren-
„den Nation aber wische ich die Thränen
„von ihren Augen, reinige ihre Ohren und
„ihre Kehle, und nehme alle Traurigkeit von
„ihren Herzen weg.“ Zum Schluß seiner Rede übbergab er einen String of Wampom zur Bekräftigung. Hierauf wurde die Ehren-Tabackspfeiffe von den vornehmsten Gesandten der Cherokeesen und eben so viel Hauptleuten der Delawaren die Reihe herum

um ausgeraucht, und diese Unterhandlung mit einer Mahlzeit geschlossen. Erst den folgenden Tag wurde zu der Hauptsache geschritten, um welcher willen die Gesandten eigentlich gekommen waren

# Zehnter Abschnitt.

## Geschichte der Indianer seit der Ankunft der Europäer. Politische Verfassung der Delawaren und Irokesen.

Die mehresten Indianer-Nationen, bewohnten vor Zeiten einen Theil der östlichen Küste des vormals Brittischen Amerika, jetzt der 13 vereinigten Staaten; wurden aber durch die Europäer nach und nach von da verdrängt. Ehe diese noch ins Land kamen, standen etliche Indianer, die eine besondre Offenbarung vorgaben, unter ihren Landsleu-

ten auf, und verkündigten ihnen zu wiederholtenmalen, daß Jemand über das grosse Wasser zu ihen kommen würde, und bestimmten sogar den Tag der Ankunft. Ein sehr alter glaubwürdiger Indianer erzehlt davon folgendes: „Als seine Landsleute das erste grosse Schiff erblickt hätten, wären sie sogleich jener Weissagung beygeflüchtet, und hätten einander zugerufen: Sehet, nun kommen die Götter uns zu besuchen. Sobald die weissen Leute hierauf ans Land gestiegen, wären sie von den Indianern angebetet, diese aber von ihnen mit Messern, Beilen, Flinten und dergleichen beschenkt worden. Damit hätten sich nun die Indianer anfänglich nichts anzufangen gewußt, jedoch alle diese Sachen sorgfältig aufbewahrt, verschiedene Stücke davon an ihren Festen zum Staat an den Hals gehenkt, dieselben sogar angebetet und ihnen geopfert."

Anfangs schien es, als ob die Europäer und Indianer neben und unter einander ruhig und friedlich würden leben können. Als sich aber in der Folge die Europäer an der See und den schiffbaren Flüssen in immer stärkerer Anzahl niederliessen, auch ihren Ackerbau und sonstiges Gewerbe von Zeit zu Zeit weiter ausbreiteten; so wichen die Hirsche aus diesen Gegenden in die Wäl-

der

der, wohin ihnen viele Indianer folgten. Endlich fingen die Europäer sogar an, die noch zurückgebliebenen Indianer aus ihren Wohnplätzen mit Gewalt zu vertreiben.

Die Ankunft der Europäer gab also Veranlassung zu Auswanderungen ganzer Völkerschaften. Bey dieser grossen Veränderung wurden sämmtliche Nationen zerstreut und vertrieben; blos die Irokesen blieben im Besitz ihres Landes, welches sie noch itzt bewohnen.

Die Delawaren wohnten ehedem in der Gegend von Philadelphia. Von da aus thaten sie öftere Einfälle in die Dörfer der Cherokesen, die damals am Ohioflusse wohnten, mischten sich bisweilen unerkannt in die nächtlichen Tänze derselben und ermordeten ihrer viele.

Eben so führten die Delawaren mit den Irokesen, denen sie an Stärke immer überlegen waren, von jeher heftige Kriege. Da aber diese endlich einsahen, daß bey längerer Fortsetzung des Krieges ihr völliger Untergang ohnfehlbar erfolgen müßte; so entschlossen sich dieselben, aus ihrem Rathe einige Mitglieder als Gesandte zu wählen, und schickten solche an die Delawar-Nation mit einer Botschaft folgenden Innhalts: „Es „ist nicht gut, daß alle Nationen Krieg füh-

„ren

„ren; denn das wird endlich den Unter-
„gang der Indianer nach sich ziehen. Da-
„rum haben wir auf ein Mittel gedacht,
„diesem Uebel vorzubeugen, weil es noch Zeit
„ist. Es soll nemlich eine Nation unter
„uns die Frau seyn. Die wollen wir in
„die Mitte nehmen; die andern Kriegfüh-
„renden Nationen aber sollen die Männer
seyn, um die Frau herum wohnen. Nie-
„mand soll die Frau antasten, noch ihr
„etwas zu Leide thun; und wenn es den-
„noch jemand thäte, so wollen wir ihn so-
„gleich anreden, und zu ihm sagen: warum
„schlägst du die Frau? Dann sollen alle
„Männer über den herfallen, der die Frau
„geschlagen hat. Die Frau soll nicht in
„den Krieg ziehen, sondern so viel möglich
„den Frieden zu erhalten suchen. Wenn al-
„so die Männer um sie herum sich einmal
„schlagen, und der Krieg heftig werden will,
„so soll die Frau Macht haben, selbige an-
„zureden, und zu ihnen zu sagen: Ihr Män-
„ner! was macht ihr, daß ihr euch so herum
„schlagt? es wird uns fast bange. Bedenkt
„doch, daß eure Weiber und Kinder umkom-
„men müssen, wo ihr nicht aufhört! Wollt
„ihr euch denn selbst vom Erdboden vertil-
„gen? Und die Männer sollen alsdann
„auf die Frau hören und ihr gehorchen."

Die

Die Delawaren merkten nicht sogleich die Absicht der Irokesen, und liessen sichs gefallen, die Frau zu werden. Nun stellten die Irokesen eine grosse Feyerlichkeit an, luden die Delawar-Nation dazu ein, und hielten an die Bevollmächtigten derselben eine nachdrückliche Rede, die aus drey Hauptsätzen bestand. In dem ersten erklärten sie die Delawar-Nation für die Frau, welches sie durch folgende Worte: „Wir ziehen euch einen langen Weiberrock an, der „bis auf die Füsse reicht, und schmücken euch „mit Ohrgehängen," ausdruckten, und ihnen damit zu verstehen gaben, daß sie von nun an sich mit den Waffen nicht weiter abgeben sollten. Der zweite Satz war so abgefaßt: „Wir hängen euch einen Kalabasch „mit Oel und mit Medicin an den Arm. „Mit den Oel sollt ihr die Ohren der übrigen Nationen reinigen, damit sie aufs „Gute u. nicht aufs Böse hören; die Medicin aber bey solchen Völkern brauchen, die „schon auf thörichte Wege gerathen sind, damit sie wieder zu sich selbst kommen, und „ihr Herz zum Frieden wenden." Der dritte Satz, darinnen sie den Delawaren den Ackerbau zu ihrer künftigen Beschäftigung anwiesen, lautet folgendermassen: „Wir geben „euch hiermit einen Welschkornstengel und

„eine

„eine Hacke in die Hand.“ Jeder Satz wurde zum Schlusse mit einen Belt of Wampom bekräftigt. Diese Belte sind bis jetzt sorgfältig aufgehoben, und ihre Bedeutung von Zeit zu Zeit in ihren Rathsversammlungen feyerlich wiederholt worden.

Seit diesem sonderbaren Friedensschlusse sind die Delawaren von den Irokesen Cousins, das ist: Schwester-Kinder, betitelt worden. Die drey Delawar-Stämme aber heissen einander Mitgespielinnen. Diese Titel werden jedoch nur in ihren Rathsversammlungen, und wenn sie einander etwas erhebliches zu sagen haben, gebraucht.

Es war demnach die Delawar-Nation von besagter Unterhandlung an, die Friedensbewahrerin im engesten Verstande, und wachte treulich darüber, daß an der ihr anvertrauten Kette der Freundschaft kein einziges Glied verletzet werden durfte.

Als aber in neuern Zeiten ein Indianer-Krieg mit den weissen Leuten ausbrach, in welchen die Delawaren eben so wie andre Indianer-Nationen verflochten wurden; so mußte, in Rücksicht obgedachten Friedensschlusses, zwischen der Delawar- und den übrigen verbündeten Nationen schlechterdings ein neuer Tractat abgeschlossen werden. Kraft dieses wurde der Weiberrock ofbesagter De-

Delawar-Nation nach ihrem eignen Ausdruck, um so viel kürzer gemacht, daß er ihnen nur bis an die Knie ging, ihnen auch hiernächst ein Beil in die Hand gegeben, um sich nunmehro selbst vertheidigen zu können

Da sich jedoch bald nach Abschluß dieses neuen Tractats, die Delawaren von den Irokesen getäuscht sahen, indem letztere die erstern blos aus Eigennutz in den Krieg mit den weissen Leuten zu verflechten gesucht, und sie in dieser Hinsicht mit ihnen gemeine Sache zu machen, beredet hatten; so verwarfen sie nicht nur förmlich diesen Vorschlag, sondern liessen im Namen der ganzen Nation durch ihren ersten Chef an die Abgeordneten der Irokesen- folgende Erklärung thun: „Warum wollt ihr der Frau ihren Rock „wegnehmen? Ich sage euch, wo ihr es thut, „so solkt ihr wissen, daß Kreaturen darin „sind, die euch beissen werden. Habt ihr „aber Lust, so wollen wir es wieder mit „einander versuchen, und sehen, wer gewinnen wird.“ Die durch diese trotzige Herausforderung äuserst erbittert gewordenen Irokesen, machten in der Folge mit den Engländern gemeine Sache, fielen auf deren Anstiftung über die Delawaren her nahmen ihrer viele gefangen, lieferten sie den Engländ-

ländern aus, zerstörten einen grossen Theil ihrer Dörfer, und brachten ihr Vieh um. Diese grausame Falschheit haben ihnen die Delawaren noch bis auf den heutigen Tag nicht vergeben; und es liegt nicht im Charakter der Indianer, daß diese Verzeihung je erfolgen werde. Schon in dem letzten Kriege haben sie sich an diesen Treulosen aufs tapferste zu rächen gesucht.

Jener erfahrnen Niederlage ungeachtet, haben sich die Delawaren in der Folge bald wieder unter allen übrigen Indianern als die furchtbarste Nation zu behaupten gewußt; weshalb auch von Zeit zu Zeit mehrere von den kleinen Völkerschaften sich unter ihren Schutz begeben und sie in dieser Hinsicht für ihren Großvater öffentich erklären. Diese wurden dagegegen als Enkel von ihnen angesehen.

Jede Indianische Völkerschaft ist gemeiniglich noch in besondre Stämme abgetheilt, deren jeder einen kleinen Staat für sich ausmacht. So heißt z. B. der erste Stamm der Delwar-Nation, die grosse Schildkröte, der zweite, der welsche Hahn, u. der dritte, der Wolf.

Ueberhaupt aber sind diese Indianische Völkerschaften in Nordamerika, jetzt bey weitem nicht mehr so zahlreich, als sie vor der

An-

Ankunft der Europäer daselbst waren.

Als wesentliche Ursachen dieser so merklichen Abnahme, geben einige alte, natürlich gutgesinnte Indianer, die Einführung des starken Getränks durch die Europäer, mit vollen Rechte an, und behaupten schon von ihren Vorfahren gehört zu haben, daß durch den allzuhäufigen Gebrauch desselben, die Sittenlosigkeit unter ihrer Nation einen weit höhern Grad erreicht habe, als je vorher. Hiernächst hätten die schlechten Beispiele der weissen Leute *.) insonderheit auf das eheliche Leben der Indianer einen sehr übeln Einfluß

*.) Wie sehr wird doch der an sich selbst so erhabene Name Christ, von so vielen, die denselben vermöge Geburt und erlangter heiligen Taufe zwar führen, aber in ihren Handlungen nicht beweisen, gemißbrauchet; und wie unverantwortlich ist es, wenn sogar heidnischen Nationen Gelegenheit gegeben wird, ihre schlechten Beyspiele öffentlich zu rügen, und einen, dem Christenthume so äuserst nachtheiligen, Anstoß daran zu nehmen.

Daß sich diese traurige Bemerkung leider nur allzuoft auf wirkliche Thatsachen begründe, werde ich nächstens durch ein sehr merkwürdiges Beispiel darzuthun Gelegenheit nehmen.

d. H g.

fluß bewirket, und die daraus erwachsenen unzähligen Unordnungen; so wie die von den Europäern geerbte Blatterkrankheit, auch die von letztere angezettelten vielen Kriege, dürften ebenfalls zu ihrer so auffallenden Verminderung nicht wenig beigetragen haben.

Die Indianer Nationen, und namentlich die Delawaren und Irokesen haben keine eigentliche bürgerliche Verfassung. Sie sind ohne Obrigkeit, ohne Gesetze und ohne Zwang. Das nennen sie Freiheit und nichts in der Welt ist ihnen wichtiger. Ein jeder kann hinziehen und seine Wohnung aufschlagen, wo er will. Nicht auf Befehl eines Oberhaupts oder einer Rathsversammlung, sondern aus freyem Einverständniß etlicher Familien, entsteht der Anfang eines Dorfs.

Demohngeachtet macht jede Nation eine geschlossene Gesellschaft aus, und hat ein eignes Regiment unter sich.

Die Delawaren haben, nach der Anzahl ihrer Stämme, drey Hauptchiefs; unter welchen der Chief des Unami-Stammes der vornehmste, und folglich der erste Mann der ganzen Nation ist. Jeder Chief hat wieder seine Räthe; die theils erprobte Kriegsmänner, theils erfahrne Hausväter sind. Sie machen mit ihm die Rathsversammlung aus, die für die Wohlfahrt ihres Stammes zu

sor-

sorgen hat. In Angelegenheiten, die alle 3 Stämme angehen, treten die 3 Chiefs und ihre Räthe durch Abgeordnete zusammen.

Ein Chief muß allemal ein Mitglied desselben Stammes seyn, dem er vorstehen soll; wird aber nicht von dem Stamme selbst gewählt, sondern von den Chiefs der andern 2 Stämme. Diese mit ihren Rathsleuten und ihrem ganzen Stamme vereinigen sich mit einander an einem verabredeten Orte, von wo aus sie in Procession singend in das Dorf ziehen, wo die Wahl vor sich gehen soll. Nachdem sich die 2 Chiefs im Rathhause, in welches sie jedesmal auf der Ostseite hinein gehen, neben die 2 oder 3 Feuer gesetzt haben, werden sie von den Bewohnern des Dorfs bewillkommt. Sodann eröfnet einer von den Chiefs den Zweck ihrer Zusammenkunft, ernennt den neuen Chief, wischt ihm, wie er sich ausdrückt, die Thränen ab, reinigt seine Ohren und seine Kehle, nimmt alle Betrübniß über den Tod des verstorbenen Chiefs von seinem Herzen hinweg und tröstet ihn darüber. Alles dieses trägt er singend vor. Hierauf erklärt er ihn nochmals feyerlich zum Chief und setzt ihn an die Stelle des verstorbenen. Dann ermahnt er das junge Volk, ihrem neuen Oberhaupte behülflich zu seyn, falls er ihrer bedürfte.

forderliche aus der Rathslade genommen, als welche nie leer werden darf; und dafür hat der Chief, der sie gleichsam als das Rathsarchiv in seiner Verwahrung hat, bestens zu sorgen.

Allerdings ist ein jeder Chief berechtigt, unter dem Beystande seiner Rathsmänner, bey seinem Stamme über Ordnung zu halten, und Händel aller Art zu schlichten: aber er darf sich nicht einfallen lassen, despotisch zu befehlen, oder Schärfe, Zwang und Strafen zu brauchen. In diesem Falle würde er sich sogleich von allen seinen Stützen verlassen sehn. Alles, was nur das Ansehen eines herrschsüchtigen Befehls hat, wird von dem auf seine Freiheit stolzen Indianer sogleich mit allgemeiner Verachtung verworfen. Blos durch gründliche Vorstellungen, freundliches Zurechtweisen und untadelichen Wandel, muß der Chief sein Volk zu regieren suchen, und die Erfahrung hat zur Gnüge bestätigt, daß er auf diesem Wege nur äuserst selten seinen gewünschten Entzweck verfehlet. *.) Die Chiefs sind insgemein freundlich, gütig, gastfrey, gesprächig, gehen mit

*.) Es ist doch sehr merkwürdig, wie heidnische Nationen von so verschiedenen Abstammungen

mit jedermann liebreich um, und ihr Haus steht jedem Indianer offen.



und Verhältnissen, nach welchen sie nie die mindeste Bekanntschaft miteinander zu pflegen Gelegenheit haben konnten, indem sie unter einen fast ganz entgegen gesetzten Himmelsstrich wohnen, dennoch beynahe ein und die nämliche Regierungsform unter sich eingeführt haben. So stammten z. B. die Stifter der Surinamer Freinegernation sämmtlich aus Guinea ab, wurden als Jünglinge und Mädchen von daher durch Menschenhändler zu Schiffe nach Surinam transportirt und zur Sclaverey verkauft, aus welcher sie sich nach mancherley erduldeten unmenschlichen Behandlung, einzeln durch Desertion befreieten, bis in den dritten Grad dieser Landesgegend flüchteten, und daselbst nach und nach den, wegen seiner natürlichen Lage aller menschlichen Gewalt Trotz bietenden Freistaat, etablirten. — Wie ist demnach zwischen diesem schwarzen Volke und Nordamerika's braunen Bewohnern auch nur die mindeste Communication denkbar! — Und gleichwohl trift die Regierungsform der letztern durch Chiefs, mit der Justizpflege der erstern durch Capitains, fast buchstäblich überein. Im Freinegerlande, wo gegenwärtig viele Tausend Schwarze nach

Der Chief soll auch sein Volk möglichst zusammen halten, daß es sich nicht ohne Noth zerstreue. Ist er aber nicht beliebt und in Ansehen, so sind die Indianer wie ein Bienenschwarm ohne Weisel.

Gewalt

---

ihrer Art sehr glücklich bey einander leben, hat jedes Dorf seinen eignen Capitain, nebst die demselben beigesetzten *Grangmans*; (Rathsleute) der ganze Freistaat aber einen General-Capitain. Erstere verwaltetn die Regierung in ihrem Bezirke, und letzterer thut mit Beihülfe seiner Grangmans so lange ein gleiches, bis er wegen allgemeiner Landesangelegenheiten, worunter insonderheit die Sprechung eines Todesurtheils gehört, für nöthig erachtet, die sämmtlichen Capitains zu einem Grang-Krutt (grossen Rath) durch Botschafter zusammen berufen zu lassen. — Kein Freineger läßt sich mit Gewalt zu Ausübung der unter ihnen festgesetzten Regeln nöthigen, sondern erwartet, falls er sich ein Versehen zu schulden kommen läßt, blos eine freundschaftliche Zurechtweisung seines Capitains; dennoch bemerkt man unter dieser ausserordentlich wilden Nation das ganze Jahr hindurch fast nicht einen groben Exceß. Verunreinigen sich ein paar Neger; so endigt sich ihr Wortwechsel, falls sie streitig auseinander

Gewaltthätigkeiten, Mordthaten und dergleichen zu bestrafen kommt nicht den Chief, sondern der beleidigten Familie zu. Auch steht das Begnadigungsrecht nicht in seiner Macht.

Für

---

gehen, gemeiniglich damit, daß der ältere von ihnen unter den Worten: „Wir sind Freineger"! mit den Daum der linken Hand seinen Bart berührt, die Finger auf den Mund legt und kein Wort weiter spricht, sein Gegner mag reden was und so lange er will. Auf diese Weise kann es unter ihnen nicht leicht zu einen sehr heftigen Wortwechsel, noch weniger aber zur Schlägerey komen. — Ereignet sich der äuserst seltene Fall, daß ein Freyneger den andern hart schlägt oder wohl gar tödtet, und der Thäter kann nicht entfliehen; so wird ihm zwar vom Grang-Kruttu das Leben abgesprochen, die Art und Weise der Todesmarter aber, wird von den Anverwandten des beleidigten bestimmet und vollzogen. — Einander mit allerley Schimpfworten zu belegen, hält diese Nation allgemein unter ihrer Würde. Wer sich aber dennoch dergleichen Unanständigkeiten zu Schulden bringt, erhält in Gegenwart des Beleidigten bey offener Rathsversammlung vom Capitain einen zwar liebreichen doch ernstlichen Verweis. Fruchtet aber eine solche Zurechtweisung das erste, zweite und

Für seinen Unterhalt muß er selbst sorgen. Denn niemand ist verbunden, ihm etwas zu geben. Weil aber wegen seines Amts in seinem Hause so viele Gäste bewirthet werden, und daher ein grosser Aufwand ist; so helfen ihm seine Freunde und andere Indianer freiwillig mit Wildpret aus, und die Freundinnen seiner Frau gehen ihr beim Pflanzen an die Hand.

Will er bey einem andern Chief einen Besuch abstatten, so schickt er ihm ein Stück Taback, und läßt ihm sagen: Rauche davon und schaue dabey hieherwärts; so wirst du

---

höchstens dritte mal nicht; so wird einem solchen in öffentlicher Rathsversammlung wehmüthig zu erkennen gegeben, daß man ihn von nun an als einen pöbelhaften Menschen, der des Namens Freyneger fernerhin nicht würdig sey, verabscheue.

Dergleichen *Kruttu's* (Auseinandersetzung streitiger Partheien vor versammelten Rathe) habe ich in Person beigewohnt, und gefunden, daß die dasigen Capitains in Pflegung ihrer Justiz just so verfahren müssen, wie es in diesem Falle die Pflicht eines jeden Indianer-Chiefs in Nordamerika ebenfalls erfordert.

D. H — g.

du mich um die und die Zeit ankommen sehen.

Des ersten Chiefs der Delawaren vornehmste Pflicht ist, die Freundschaft und Bündnisse mit den übrigen Indianer-Nationen und den Europäern durch Correspondenz zu unterhalten, um immer zu wissen, wie sie gegen seine Nation gesinnt sind.

Kommt ein mißfälliger Antrag von Europäern oder Indianern an die Chiefs, den sie nicht füglich von der Hand weisen können, so geben sie eine zweideutige Antwort, über welche eine nähere Erklärung zu geben gegen ihre Grundsätze ist.

Ueber kleine Fehler wird ein Chief von seinem Volke erinnert; über einen Hauptfehler, worunter das gemeine Wesen leidet, bekommt er von den beyden andern Chiefs, unter eben den Feierlichkeiten, wie bey seiner Einsetzung ins Amt, einen öffentlichen Verweiß; und er muß versprechen, künftig seines Amts besser wahrzunehmen. Erfolgt dieses nicht, so hält ihm sein Volk ihres fernern Zutrauens unwürdig, verläßt ihn, und damit hört seine Regierung auf.

Die Söhne eines Chiefs können ihm in seiner Würde nicht nachfolgen, weil sie ihrer Mutter wegen als Fremde angesehen werden; aber bey Enkel, Urenkel oder Neffen fällt

dieser

dieser Grund weg. Der Nachfolger eines Chiefs ist gemeiniglich eine Person, die bey dessen Lebzeiten immer um ihn war, und daher mit den Amtssachen bekannt ist; u nach den Rechten der Delawaren muß es so seyn.

Jede Sache von einigen Belange wird im Rathe abgehandelt, und ohne dessen Beifall kann kein Vorschlag ausgeführt werden. Das Rathhaus ist entweder des Chiefs, oder ein eigenes dazu aufgeführtes geräumiges Gebäude. Die Rathsmänner werden durch einen Diener zusammen gerufen. Sie bringen ihre Pfeife und Taback mit, und setzen sich in einem Kreiße auf den Boden um ein grosses Feuer. Weibsleute haben zu den Rathsversammlungen keinen Zutritt. Nur etliche werden bestellt, das Essen aufzutragen, und das Feuer zu unterhalten; welches für eine nicht geringe Ehre angesehen wird. Speise muß immer in Ueberfluß im Rathhause seyn; denn Berathschlagungen und Essen wechseln mit einander ab. Vor allen Dingen aber müssen die nöthigen Stringe und Belts of Wampom bereit liegen, weil alles was ohne dieselben gesprochen wird, als in den Wind geredet, angesehen wird.

Im Rathe selbst wird erst gedacht, und dann geredet. Der Hauptchief eröfnet die

Raths

Rathsversammlung durch eine Rede, worin er die Materien, über welche berathschlagt werden soll, deutlich und bestimmt vorträgt, gewöhnlich in sehr starken Ausdrücken, bisweilen aber auch in solchen Redensarten, die mit Bildern und Gleichnissen durchwebt sind. Ueberhaupt herrscht in solchen feierlichen Reden der Delawaren viel Feuer, und sie fliessen mit Lebhaftigkeit und Anmuth. Der Anstand der Redner ist der Hochachtung für die Versammlung und der Wichtigkeit der Materien jedesmal angemessen. Niemand fällt ihnen in die Rede, alles ist aufmerksam und so stille, wie bey einer gottesdienstlichen Handlung. Ohne Ehrfurcht kann niemand in eine solche Versammlung treten.

Wenn alle ausgeredet haben, wird einem aus ihrem Mittel aufgetragen, alle die verschiedenen Meinungen und Vorschläge in eine Rede kurz zusammen zu fassen. Das geschieht auf der Stelle, worauf denn noch die nöthigen verbesserungen angebracht werden, und überhaupt darauf gesehen wird, daß das, was sie sagen wollen, mit den wenisten Worten ausgedrückt werde.

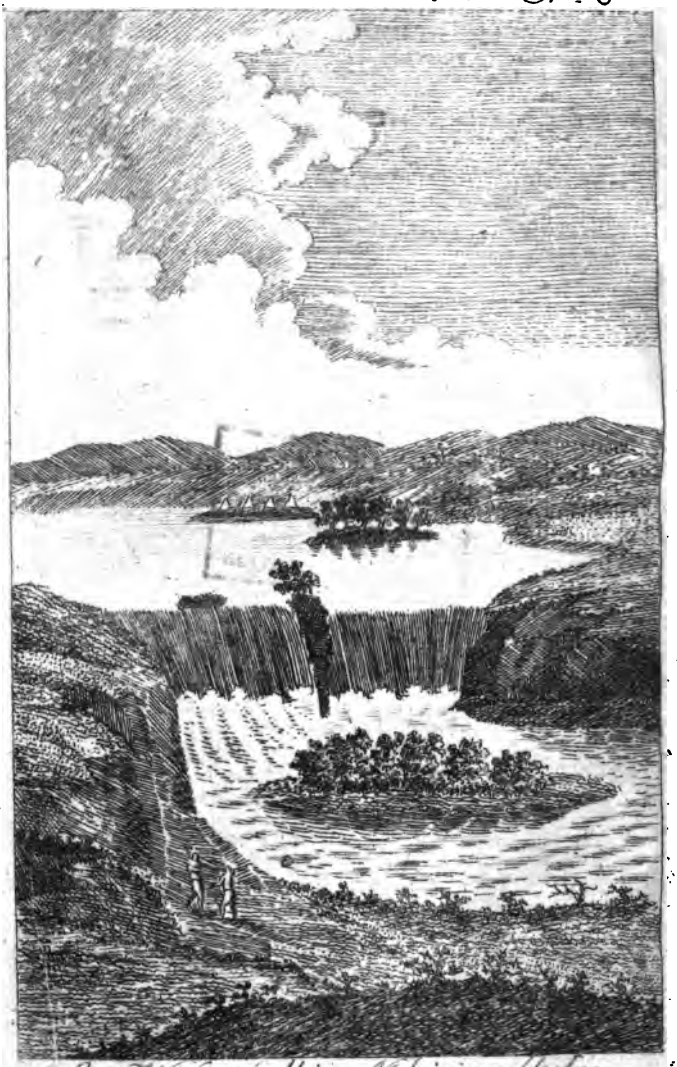
Zu Verhandlungen, aus deren frühzeitigen Bekanntwerdung bedenkliche Folgen entstehen könnten, werden keine Zuhörer zugelassen; in andern Fällen darf jedermann zuhören;

hören; Weibsleute jedoch nur auſſen vor dem Hauſe.

Gewöhnlich ſpricht der Chief nicht ſelbſt im Rathe, wenn etwas vorzutragen iſt, ſondern er hat ſeinen Sprecher, den er ſeinen Sinn vorher ſagt, und ihm die Ausführung überläßt. Dem Sprecher wird wenig oder gar keine Zeit gelaſſen, ſich auf ſeine Rede vorzubereiten. Gleichwohl müß er im Stande ſeyn, alles in der rechten Form, und ohne zu ſtammeln, vorzutragen. Dazu gehöret ein klarer offener Verſtand, ein treues Gedächtnis, Uebung und Bekantſchaft mit den beſondern Redensarten und Wendungen, deren ſie ſich bey ihrer Staatsangelegenheit zu bedienen pflegen.

Die Indianiſchen Sprecher befleiſſigen ſich in ihren öffentlichen Reden einer gewiſſen wohlredenheit, dabey ſie ſich doch mehr nach dem alten Herkommen, als nach den Regeln der Kunſt richten müſſen. Diejenigen, die zu Sprechern zugezogen werden, haben Erlaubniß, den Rathsverſammlungen ſtille beyzuwohnen, und des nahen Umgangs des Chiefs zu genieſſen, die ſichs zur Angelenheit machen, ſie zu unterrichten. Solche Männer werden erſt zu Botſchaften gebraucht, wobey ſie Gelegenheit haben ſich im Reden zu üben; bis ſie zu der Ehre gelangen,

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION



Ein Wasserfall im Missisippiflusse

gen, als Sprecher im versammleten Rathe ihre Geschicklichkeit zu zeigen.

Ob nun gleich ohne Zustimmung des Raths nichts unternommen werden darf, daß die ganze Delawar-Nation betrift; so kann derselbe doch bey dem Volke nicht das geringste mit Gewalt durchsetzen. Denn wenn der Rath auch etwas ausmacht, das für die Nation offenbar vortheilhaft ist; so behält doch ein jeder seine völlige Freiheit, zu dessen Ausführung etwas beizutragen oder nicht.

Uebrigens ist die Delawar-Nation wegen ihrer Tapferkeit, ihrer Neigung zum Frieden, und wegen ihres grossen Anhangs berühmt. Zwölf um sie herum wohnende Indianer Nationen, nennen sämmtlich die Delawar-Nation ihren Großvater. Mit allen diesen haben sie nie Krieg geführt, ausgenommen mit den Cherokeesen, wie oben bemerkt worden ist. Ihre Staatsklugheit besteht eigentlich darin, die Gunst u. die Freundschaft anderer Völker zu gewinnen und zu erhalten. In dem vormaligen Kriege der Krone England mit ihren Kolonien blieben sie neutral. Das hatte die Folge, daß es auch alle mit ihnen verbundene Nationen blieben; die unruhigen Schawanosen ausgenommen, die sich wahrscheinlich nach und nach von ihrem Großvater ganz losreissen werden. Soviel von

den Delawaren. Nun noch etwas von den Irokesen, oder den Sechs verbundenen Nationen.

Der Irokese hat von seiner Wichtigkeit u. Freiheit einen so hohen Begriff, daß er nur den König von England für seines gleichen ansieht; weil nur dieser unabhängig ist, alle Engländer aber Unterthanen sind. Die Englischen Statthalter aber pflegten sich ehedem bey öffentlichen Verhandlungen mit den Häuptleuten der Irokesen manchmal so auszudrücken: „Wir und ihr sind Brüder, aber der König von England ist unser und euer Vater." Das haben denn die mehresten so übel und böse gelten lassen.

Die Hauptneigung der Irokesen geht auf Krieg, wozu sie sich von Jugend auf anschicken. Fast mit allen Indianer-Nationen, die ihnen nicht gar zu entfernt wohnen, haben sie sehr heftige u. zum Theil langwierige Kriege geführt. Auch gegen die Franzosen zogen sie in ältern Zeiten zu Felde.

Die politische Verfassung dieser Sechs mit einander verbundenen Nationen hat viel Aehnlichkeit mit der Republikanischen. Jede derselben ist für sich unabhängig, oder hat nach ihrem Ausdruck, ihr eignes Feuer, bey welchem ihre Chiefs, Haupt- und Rathsleute die besondern Nationalangelegenheiten überlegen,

legen. Alle aber haben ein gemeinschaftliches Feuer, oder allgemeinen immerwährenden Rath, der aus den Abgeordneten der Sechs Nationen besteht.

Wer von den Nationen etwas von Belange anzubringen hat, muß es nothwendig vor ihebesagtem Rathe verrichten. Durch Geschenke seinen Zweck einseitig erreichen zu wollen, ist gar nicht denkbar. Ins Ganze ist ihre Regierung streng, aber nach guten Grundsätzen eingerichtet.

## Eifter Abschnitt.

### Kriegsgebräuche der Indianer, und Feyerlichkeiten bey Friedensschlüssen.

Die Kriege der Indianer waren in den ältern Zeiten weit anhaltender und heftiger als heutiges Tages. Noch jetzt findet man grosse von Menschen Händen gemachte Hügel, in denen sich oberhalb eine Höhle befindet. Dahin brachten sie ihre Weiber und Kinder vor dem nahen Feinde in Sicherheit, stellten sich

zu Vertheidigung derselben um ein solches Behältnis herum, hielten grosse Blöcke und Steine in Bereitschaft, die sie unter die stürmenden Feinde herabstürzten.

Ihre Waffen bestanden in Bogen Pfeilen u. Keulen; auch bedienten sie sich Schilde von hartem Büffelleder. Jetzt sind dagegen die Flinten unter ihnen ziemlich gemein; jedoch brauchen sie darneben auch noch das Hatschet oder Beil, und das grosse Messer.

Ein Capitain ist unter den Indianern, was in Europa ein Oberster oder General ist. Klugheit, List, Entschlossenheit, Tapferkeit u. kühne Unerschrockenheit, sind ihm ganz unentbehrliche Eigenschaften. Vorzüglich aber muß er eine glückliche Anwendung derselben damit jederzeit zu verbinden wissen.

Krieg anfangen, heißt bey den Indianern: das Beil aufheben. Der gewöhnl. Beweggrund dazu ist Rache wegen erlittener Beleidigung; wozu noch der Trieb kommt, den Ruhm grosser Krieger zu erlangen. Diese beiden Triebfedern wissen die Anführer dieser Nationen mit aller Stärke ihrer kriegerischen Beredsamkeit anzuspannen, indem sie sagen: „Die „Knochen eurer getödteten Landsleute liegen „unbedeckt; sie fordern uns zur Rache auf, u. „es ist unsre Pflicht, ihnen zu gehorchen. Ihre

Ge-

„Geister schreien uns an, und wir müssen sie „besänftigen. Höhere Geister, die Wächter „unsrer Ehre, flössen uns den muthigen Ent„schluß ein, die Mörder unsrer Brüder auf„zusuchen. Laßt uns gehn, und sie verschlin„gen! Sitzt nicht länger unthätig! Folgt dem „Triebe eurer angebornen Tapferkeit! Salbt „euer Haar! bemahlt euer Antlitz! Füllt eu„re Köcher! Laßt die Wälder von eurem Ge„sange wiederhallen! Tröstet die Geister der „Getödteten, und verschaft ihnen Rache!“ und dergleichen mehr. Begeistert durch solche Aufmunterungen, ergreifen sie wüthend die Waffen, stimmen ihr Kriegslied an, brennen vor Ungeduld, ihre Hände in dem Blute ihrer Feinde zu waschen, und handeln dann gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde, als wenn nur eine Seele sie belebte.

Jedweder Chief (Oberhaupt) einer Nation, muß so lange als möglich über den Frieden halten, auch steht es nie in seiner Macht, ohne förmliche Einwilligung der ihm untergeordneten Capitains einen Krieg anzufangen.

Die Kriegserklärung besteht bey den mehresten Indianer-Nationen darin, daß sie dem Volke, welches sie angreifen wollen, eine roth bemahlte Axt zuschicken, welches für den Ueberbringer äuserst gefährlich ist, u. ihm nicht selten das Leben kostet. Oft wird ein solches

Volk

Volk dadurch augenblicklich in Wuth gesetzt, daß sich sogleich ein kleiner Trupp, ohne erst bey den Obern um Erlaubniß anzufragen, auf den Weg macht, um von der angreifenden Nation dem ersten, der ihnen aufstößt, eben so eine Art, als ihnen überschickt ward, oder einen rothen Spieß oder Pfeil, ins Herz zu stossen. Wollen sie ihre Feinde noch mehr erbittern, so verstümmeln sie den Körper des Erschlagenen auf eine Weise, wodurch sie anzeigen wollen, daß sie ihre Feinde nicht für Männer halten.

Eine der wichtigsten Vorbereitungen zum Kriege ist, daß jeder Kriegsmann sich mit rother und schwarzer Farbe bemahlt. Wer sich dabey das gräßlichste Ansehen geben kann, hält seinen Schmück für den besten. Die Nacht vorher, ehe sämmtliche Kriegsmänner ausziehen, wird eine große Mahlzeit gehalten, welcher auch die Chiefs beywohnen. Dazu werden für gewöhnlich mehrere Schweine, auch bisweilen einige Hunde geschlachtet. Durch den Genuß des letztern glauben sie noch beherzter und mit dem Kriegsgeiste mehr erfüllt zu werden. Will jemand unter ihnen seine Wuth recht feyerlich erklären, so nimmt er ein Stück Hundefleisch, zeigt es den Anwesenden, und verzehrt es unter den Worten: „So will ich alle meine Feinde fressee.“

Nach

Nach dem Essen hält der commandirende Capitain den auf dem 5ten Kupfer vorgestellten und p. 121 beschriebenen Kriegstanz. Nach dessen Beendigung tanzen die übrigen Krieger wechselsweise mit dem Schweinskopf in der Hand, und endlich die ganze Gesellschaft zusammen. Mit Anbruch des Tages ziehen die Krieger unter Anführung des Capitains einzeln hinter einander aus dem Dorfe, bey dessen letztern Hause sie sich in Kriegsordnung stellen und ihr Gewehr abfeuern; worauf der Capitain unter Anstimmung des Kriegsgesangs das Zeichen zum eigentlichen Abmarsch ertheilt.

Da sie gemeiniglich einen weiten Weg vor sich haben, ehe sie in des Feindes Land kommen, so reichen sie mit ihrem Proviant nicht aus, und müssen daher unterwegs die Jagd zu Hülfe nehmen.

Die vorzüglichste Eigenschaft eines Anführers ist, daß er einen jeden Angriff geschickt zu ordnen, und viele Feinde ohne Verlust auf seiner Seite zu erlegen versteht. Sie beweisen dabey eine fast unglaubliche Standhaftigkeit und Geduld, wagen sich manchmal zum Erstaunen, und behelfen sich sehr kümmerlich. Denn so balde sie der Feinde Land betreten, dürfen sie zu ihrem Unterhalte nicht mehr jagen, weil sie sich dadurch

durch verrathen würden; zudem müssen sie oft viele Wochen lang im Gebüsche verborgen liegen, ehe sie ihren Feinden auf eine ihnen vortheilhafte Weise beykommen können; so leiden sie oft sehr vom Hunger, Durst und andern Ungemach, und behelfen sich mit Baumrinde, wilden Kräutern und Wurzeln.

Sowohl bey dieser Art Ueberfall, als auch in einem erklärten Kriege, da sie öffentlich gegen ihre Feinde zu Felde ziehn, halten sie es für rühmlicher, ihre Gegner durch List, als durch einen freyen Angriff zu schaden.

Die Grausamkeit der siegenden Indianer ist grenzenlos, und sie ziehen, sobald sie ihre Mordlust gestillt haben, aufs eilfertigste in ihr Land zurück.

Alle erlegte Feinde werden, wenn es nur irgend die Zeit verstattet, gescalpt, welches sie auf folgende Art verrichten; sie werfen den Menschen zu Boden, setzen ihm einen Fuß auf den Hals, ergreifen ihn mit der linken Hand bey den Haaren, spannen dadurch die Kopfhaut an, durchschneiden dieselbe mit ihrem scharfen Messer rund herum, und reissen sie vom Kopfe ab. Dazu braucht ein geschickter Indianer kaum eine Minute Zeit. Wird dabey die feine Haut womit der Hirnschädel unmittelbar bedeckt ist, mit durchschnitten, so ist diese Operation

on auf der Stelle tödtlich. Ausserdem hat die Erfahrung gelehrt, daß ein gescalpter Mensch beym Leben bleiben kann. Dergleichen Kopfhäute heben sie als Beweise ihrer Tapferkeit und der an ihren Feinden verübten Rache sehr sorgfältig auf.

Ihre Gefangene nehmen sie gern lebendig mit sich. Des Nachts werden sie auf der Erde liegend mit den Armen, Beinen und dem Halse an feste Pfähle gebunden, und überdies wird jeder durch einen Strick mit einem freyen Indianer in Verbindung gebracht, der sogleich aus dem Schlafe erwachen muß, wenn jener sich stark bewegt. Ein Gefangener, über den sich zwey Krieger streiten, weß er seyn soll, wird augenblicklich erschlagen, um den Streit ein schleuniges Ende zu machen.

So lange die Gefangenen beim Heimzuge in den Händen der Krieger sind, haben sie es in der Kost eben so gut, als ihre Gebieter. Desto härter aber werden sie in den Dörfern des siegenden Volkes behandelt. In der Nähe eines solchen Dorfes rufen die Kriegsleute das Todtengeschrey so vielmal aus, als sie Scalpe oder Gefangne mit sich bringen. Auf dieses Zeichen eilen Männer, Weiber und Kinder den Ankommenden entgegen, und stellen sich nach Art einer milli-

tari-

tairischen Executions-Parade, in 2 Reihen. In diese treten nun die Krieger mit ihren Gefangenen stolz hinein, und nöthigen dieselben zum Vergnügen der Zuschauer zu tanzen. Nach dessen Beendigung wird denen vom Tanz ermüdeten Gefangenen im Dorfe zu ihrem Aufenthalt ein Haus angewiesen. Sobald sie aber anfangen dahin zu gehen, so schlagen alle in den beiden Reihen stehende Einwohner des Dorfes mit Ruthen, Prügeln, Beilen und Fäusten erbost auf sie zu. Kommen sie aber, wiewol jedesmal mehr oder weniger blutig und verwundet, in das bestimmte Haus, so sind sie vollkommen sicher

Nun nehmen sich die Krieger ihrer Gefangnen wieder an, waschen und verbinden ihre Wunden, reichen ihnen das beste Essen und gewähren denenselben alle nur mögliche Bequemlichkeit. Dies geschieht jedoch nicht aus Mitleid, sondern um sie bey Kräften und guten Aussehn zu erhalten, damit sie dem fernerweiten Triumphe Ehre machen, in welchen sie durch alle Dörfer bis in ihre Heimath nach vorbeschriebener Art, aufgeführt werden sollen.

Diejenigen Gefangenen nun, welche diese oft wiederholt barbarische Behandlung lebendig überkommen und endlich den bestimmten

Ort

Ort glücklich erreichen, werden größtentheils an die Stelle derer, die im Kriege geblieben, oder sonst während der Abwesenheit der Krieger gestorben sind, in Familien aufgenommen, und von der Stunde an völlig als Mitglieder des Volks angesehen, zu welchem sie nun gehören. Ohne diese Gewohnheit wären manche Indianerstämme schon vorlängst ganz vertilgt worden.

Ein solcher Begnadigter wird sogleich aufs beste besorgt, seine Wunden werden gewaschen; er bekommt von dem besten Essen, das im Hause zu haben ist; und alles bemüht sich ihn zu trösten und zu ermuntern. Die gefangenen Frauenspersonen werden gemeiniglich Männern zu Theil, und gut gehalten, Knaben und Mädchen aber zu Dienstboten gebraucht, oder auch zuweilen an Europäer verkauft. Entlaufen sie und werden wieder ertappt, so kostet es ihnen gemeiniglich das Leben. Selbst von ihrer eignen Nation werden solche für undankbar erklärt und nicht selten mit Verachtung zurückgewiesen, wo ihnen den nichts weiter übrig bleibt, als sich zu den Landstreichern zu gesellen. Verliert aber so ein Begnadigter z. B. die Gunst der Wittwe, die ihn aufgenommen hat; so läßt sie ihn ohne viele Umstände hinrichten, um im Lande der Geister ihres ersten Mannes Diener zu werden.

Was hingegen solche Gefangene betrift, welche förmlich zum Tode verdammt werden; so haben dieselben über kurz oder lang eine martervolle Hinrichtung zu erwarten. Hierzu versammeln sich die Indianer oft von sehr weit entfernten Orten, als zu einem Feste, um ihre Grausamkeit und Rachbegierde gleichsam recht zu sättigen. Die gewöhnlichste Art einen Verurtheilten zu martern, ist folgende: Zuförderst wird dessen entkleideter Körper schwarz bemahlet, ihm eine Rabenfeder auf dem Kopfe befestigt und er an einen vor einem brennenden Scheiterhaufen stehenden Pfahl gebunden. Sodann reißt ihm einer die Nägel von den Fingern; ein anderer beißt ihm einen Finger ab, und steckt denselben in seine Tabackspfeiffe, die er wohl gar den Marternden zum Rauchen anbietet. Andre quetschen seine Finger und Zähen zwischen Steinen, oder versengen ihn mit Feuerbrändern; noch andere zerfleischen ihn mit Messern und schneiden Riemen aus seinem Leibe, reiben auch wohl gar Salz in die Wunden, und zwicken ihn noch über dieses mit glühende Eisen. Um aber die Marter des Unglücklichen zu verlängern, wird sie oft unterbrochen, so daß eine solche schaudervolle Execution nicht selten 3 bis 4 Tage dauert. Bisweilen nöthigen sie ihn, so zer-

fleischt

fleisch und halb verbrannt er schon ist, an einen kurzen Strick um den Pfahl herum zu laufen. Giebt er durch Schreyen seinen Schmerz zu erkennen, so wird er von seinen Peinigern verachtet und verspottet; bleibt er aber standhaft, so rühmen sie ihn, als einen braven Mann. Mehrentheils halten die Indianischen Kriegsleute einen solchen langsamen und martervollen Tod mit unbegreiflicher Standhaftigkeit aus, und singen dabey noch stolz ihre Heldenthaten umständlich ab. Dadurch sucht mancher seine Peinigee aufzubringen, die dann bisweilen aus Wuth seinen Tod beschleunigen.

Diese unmenschliche Art mit den verurtheilten Gefangenen umzugehen, ist insonderheit bey den Irokesen und Schawanosen sehr gemein, welche auch noch in ganz neuern Zeiten gar viele schaudervolle Beispiele davon gegeben haben. Dahingegen ist die vormalige grausame Gewohnheit, nach welcher sie in der Wuth einem Feinde das Herz aus dem Leibe rissen und roh verzehrten, gegenwärtig seltener geworden.

Will eine Indianer-Nation die andere zum Kriege gegen eine dritte oder gegen die weissen Leute reitzen; so schicken sie derselben einen oder mehr Gefangene zu, und lassen dabey sagen: „Wir senden euch diese Gefan-

„genen

„genen blos dazu, daß ihr euch ein wenig „Suppe davon Kochen sollt;“ damit erreichen sie mehrentheils ihren Zweck. Solche Gefangene werden darum nicht gegessen; aber ihre quaalvolle Hinrichtung ist unvermeidlich.

Seitdem die Irokesen und Delawaren, und die mit ihnen verbundenen Völker es gewagt haben, gegen die weissen Leute Krieg zu führen, sind ihre Kriege untereinander nicht mehr so häufig als sonst. In den Kriegen mit jenen finden sie mehr Vortheil; sie erhalten mehr Gefangene, mehr Scalpe, und können leichter Frieden machen, als in den Kriegen mit ihres gleichen.

In einem Krieg, der mit den Weissen entsteht, werden nun fast alle Indianer-Nationen mehr oder weniger verwickelt. Will auch eine Nation keinen Theil daran nehmen; so kann sie doch nicht hindern, daß nicht einige Unbändige aus ihrer Mitte sich zu der oder jener Parthey schlagen.

Zu einem Kriege mit den Weissen bedürfen die Indianer gar nicht viel Veranlassung; eine Kleinigkeit ist dazu hinlänglich. Oft haben sie den Krieg schon längst unter sich beschlossen, und warten nur auf eine scheinbare Ursach, ihn anzufangen. Diese verstehen sie meistentheils zu einer Zeit zu veranlassen, die ihnen zu vortheilhafter Ausführung ihres Vor-

habens

habens die bequemste ist. Man hat sich darüber gewundert daß die Irokesen bey ihrer tief liegenden Furcht, die Europäer möchten ihnen zu mächtig werden, dennoch einen Strich Landes nach den andern an sie verkauft haben. Aber die Erfahrung lehrte, daß dieser Länderverkauf ihnen zum Vorwand ihrer Kriege diente. Denn wenn das verkaufte Land ziemlich von Weissen bewohnt und urbar gemacht worden war, so trieben sie dieselben wieder davon. Zu solchen kritischen Zeiten können die weissen Leute gegen die Indianer, vornemlich gegen die Irokesen, nicht genug auf ihrer Hut seyn. Letztere können einem weissen Manne, der von ihren feindlichen Absichten nichts weiß, aufs freundlichste begegnen, ihm Essen und Trinken reichen, und hacken ihm denn doch das Beil unversehens in den Kopf. Im Charakter der Delawaren ist jedoch diese Falschheit nicht anzutreffen. Geben diese einem weissen Manne die Hand und grüssen ihn, so kann er ganz sicher auf ihr Wohlwollen rechnen.

Zur Kriegszeit überfallen die Indianer am liebsten die wehrlosen Bewohner einzelner Pflanzorte, und verbreiten dadurch Schrecken über alle andere, deren Bewohner alsdann Haus und Hof, Vieh und Mobilien verlassen, um ihr Leben davon zu bringen. Weil die

Indi-

Indianer zwischen den verschiedenen Europäischen Nationen zu solcher Zeit keinen Unterschied machen, und ohne Rücksicht auf Unschuld, Alter oder Geschlecht ihre Grausamkeit ausüben; so ist alles was eine weisse Haut hat ihr Feind, und nur selten schenken sie einem Menschen, der sein Gewehr niederlegt und sich freywillig ergiebt, das Leben. Erst vor kurzer Zeit eroberten sie mit Sturm eine kleine Festung, darin sie, ohne selbst einen Mann zu verlieren, gegen 60 weisse Männer, Weiber und Kinder zu Gefangenen bekamen. Die Leichtigkeit dieses Sieges hätte sie zur Schonung gegen ihre Gefangene bewegen sollen. Aber statt dessen ermordeten sie alle mit kaltem Blute, und selbst die Kinder zerschlugen sie gegen die Bäume. Auch diese Barbarey verübten die Irokesen.

Zum Frieden entschliessen sich die Indianer nicht eher, als bis sie durch die Noth dazu gezwungen werden. Ein Capitain kann eben so wenig einen Frieden schliessen, als ein Chief Krieg anfangen kann. Wird demnach einem Capitain Friede angeboten, so giebt er zur Antwort, daß er diesen Antrag seinem Chief hinterbringen wolle; er, als Kriegsmann, könne keinen Frieden machen. Hat der Chief Neigung zum Frieden, so wird er in seinem Amte wieder thätig; nimmt seinem

Capi-

Capitain das Beil aus der Hand und befiehlt ihm, sich niederzusetzen, das ist: Waffenstillstand zu machen. Da aber der Chef weiß, daß diese Unthätigkeit dem Capitain mißfällig ist; so wählt er ihn gemeiniglich zum Abgesandten beim Friedensgeschäfte. Diese Wahl nimt derselbe herzlich gern an, denn er erhält dadurch einen ansehnlichen Zuwachs an Ehre und Achtung.

Zu einer Friedensunterhandlung, so wie zu jeder Gesandtschaft an ein anderes Volk, werden jedesmal mehrere, ja oft 15 bis 20 Personen angestellt, je nachdem die in Unterhandlung tretenden Nationen stärker oder schwächer sind. Einer aber ist das Haupt der Botschaft, macht den Sprecher und hat die Strings und Belts of Wampom zu überliefern. Die übrigen Gesandten hören nur aufmerksam zu, und erinnern ihn, wenn er ja etwas zu sagen vergißt.

Ein solcher Botschafter muß nicht nur ein verständiger und in öffentlicher Achtung stehender Mann seyn, sondern er muß auch Leibesstärke besitzen, um die Mühseligkeiten zu ertragen, die für gewöhnlich mit seinem Auftrage verbunden sind. Ist ein baldiger Friedensschluß nothwendig, so müssen die Gesandten Tag und Nacht reisen, welches ihnen in Absicht des Weges darum nicht schwer ist

weil sie im Finstern einen auch nur wenig betretenen Fußpfad besser finden als ein Europäer denselben bey hellem Tage zu entdecken vermag.

Eine solche Gesandtschaft trägt die Friedenstabackspfeiffe vor sich her, die bey den Indianern eben das ist, was in Europa die weisse Fahne. Die Hochachtung gegen dieselbe geht so weit, daß eine Beleidigung desjenen, der sie trägt, für ein Verbrechen gehalten wird, das der grosse Geist nicht ungestraft lassen kann.

Nahe bey dem Dorfe oder Lager der Gegenpartey fangen die Gesandten ihre Gesänge und Tänze an, und werden darauf in die Wohnung des Häuptchiefs eingeladen, wo ihnen, so lange die Friedensunterhandlung dauert, alle nur mögliche Bequemlichkeit verschaft wird.

Die Eröfnung derselben geschieht, indem der Hauptchief oder Präsident der Versammlung aus der angezündeten Friedenspfeiffe einige Züge thut, nachdem sie vorher ehrerbiethig gegen den Himmel und die Erde gedreht worden. Diese Ceremonie ist wesentlich, u. kein Europäischer Gesandter oder Statthalter, der mit den Indianern Friede machen will, kann sich ihrer entschlagen.

Nache

Nachher geht diese Pfeiffe bey den Abgesandten und allen Mitgliedern der Versammlung herum; jeder hält sie äuserst behutsam und thut einige Züge daraus.

Nach dieser Ceremonie thut der erste Abgesandte, oder Sprecher seinen Vortrag unter Indianischem Stolz, u. läßt nicht die mindeste Neigung zum Nachgeben blicken, wenngleich seine Nation in der äuersten Noth ist. Dagegen wendet er seine ganze Beredsamkeit an, der Gegenparthey zu zeigen, daß ihr eigner Vortheil erfordere, einen dauerhaften Frieden zu wünschen. Seine Anrede lautet unges Ueberreichung eines Belts gewöhnlich so: „Bruder, „(Enkel; Vater,) hier bringe ich einen String „of Wampom, damit will ich deine Augen reinigen, daß sie scharf sehen; ich will damit deine Ohren putzen, daß sie recht hören; ich will „dir damit deinen Hals glatt machen, daß „meine Worte geschmeidig hinunter bis in dein „Herz gehen, denn ich komme nicht umsonst,“ ꝛc. Darauf folgt denn das was er zu sagen hat, in lauter kurzen Sätzen, deren jeden er mit einem String oder Belt bestätiget.

Werden nun die Stringe und Belte in der Versammlung herumgegeben und besehen, so ist es ein Zeichen, daß die Botschaft gut aufgenommen wird. Die Beantwortung derselben geschieht eben so feyerlich. Nachdem

die

die Gesandten abgetreten sind, wird über ihre Worte gerathschlagt, und die ihnen zu ertheilende Antwort verabredet. Hierauf werden die Gesandten wieder eingeladen, und der Präsident der Versammlung redet sie, indem er einen String of Wampom in der Hand hält, ungefähr mit folgenden Worten an: „Bruder (Cousin, Großvater,) „Dieser String of Wampom soll dich willkommen heissen. Ich will damit die Dornen „aus deinen Füssen ziehn, die dir etwa auf „der Herreise möchten hinein gefahren seyn; „ich will damit die Unreinigkeit wegnehmen, „die sich an deine Füsse angehängt hat; ich will „damit die Müdigkeit, die dich auf dem Wege „befallen hat, wegschaffen, daß deine Knie wieder stark u. muthig werden," ꝛc.; worauf denn die eigentliche Antwort folgt, die ebenfalls satzweise mit Stringen u. Gürteln versiegelt wird, welche dem ersten Gesandten überreicht werden. Ist die Unterhandlung zu beiderseitiger Zufriedenheit geendigt, so wird ein roth bemahltes Kriegsbeil, oder eine Keule in die Erde verscharret, zum Zeichen, daß alle Feindseligkeit zwischen beiden Völkern aufgehoben ist.

Findet aber eine dergleichen Friedensbotschaft keinen Beifall, so nimt der vorsitzende Chief die Bestätigungszeichen nicht an, u. wann der Gesandte sie gleichwohl auf den Boden vor ihn hinlegt,

legt, so schiebt er sie mit einem Stocke von sich, da sie denn niemand aufnehmen darf, als derjenige, der sie gebracht hat; welches für ihn höchst schimpflich ist. Auf eben die Weise wird die Aufforderung zu einem Kriege, dem ein die Nation sich nicht verwickeln will, von der Hand gewiesen.

Kommt eine solche abgewiesene Gesandschaft wieder nach Hause; so ist bey den Delawaren die Gewohnheit, daß der mit dem Stocke weggestossene String oder Belt im Rathhause auf den Boden geworfen wird; und liegen bleibt, bis ihn etwa eine alte Frau aufnimmt.

Wird ein Bündniß zwischen 2 Indianer-Nationen geschlossen; so wird dasselbe ebenfalls durch Ueberschickung der Friedenstabackspfeiffe bestätigt. Diese wird sodann bey jeder wichtigen Verhandlung im versammelten Rathe angezündet, und jedes Raths-Mitglied thut wenigstens einen Zug aus derselben.

Bey jedesmaliger Erneuerung eines solchen Bündnisses, werden die Freundschaftsbelte beider Nationen gegen einander ausgewechselt, und aller Anstoß aus dem Wege geräumt. Dergleichen Feyerlichkeiten sind immer mit Tänzen begleitet, und währen oft, wegen der vielen Belte, deren jeder mit einer Rede begleitet wird, etliche Tage. Zum Schlusse bedienen sich die Indianer insgemein des Ausdrucks, daß ihre Freundschaft dauern soll,

so

so lange Sonne und Mond scheinen, u. auf- und niedergehen, so lange die Sterne am Himmel stehen, und die Flüsse mit Wasser fliessen.

## Erläuterung der vorstehenden 8 Kupfer.

No. 1. Ein Schawanese. Diese Nation soll, nach der fabelhaften Angabe einiger Indianischen Götzenlehrer, von denen auf Seite 24 beschrieben 7 Indianer abstammen; u. die

No. 2. abgebildete Schawanesin, soll nach eben dieser Angabe diejenige seyn, welche einige Zeit vorher in ihrer Schwangerschaft von ihrem Manne verstossen worden. Diese habe in der Folge ein Paar Zwillingskinder geboren, wovon sie das eine als krank beständig auf den Rücken tragen und so in der Wildniß herum wandern müssen, bis sie endlich ihren Mann unter den auf Seite 24 beschriebenen, am Meerufer sitzenden sieben Indianern aufgefunden und sich mit denselben wieder vereinigt habe.

No. 3. Ein Chief oder erster Befehlshaber der Delawar-Nation.

No. 4. Frau eines Delawaren Capitains.

No.

No. 5. Ein Hauptmann der Irokesen, welcher den auf Seite 121 beschriebenen Kriegstanz verrichtet.

No. 6. Eine Irokesische Rum- oder Brandweinhändlerin. s. S. 114. und 115.

No. 7. Die prächtige Männra. Dieser Vogel hat seine eigentliche Heimath in Neusüdwallis, wird aber auch zuweilen an der Südküste von Nordamerika gefunden. Er gehört zum Paradiesvogel-Geschlechte, und kommt an Grösse unsrer Haushenne gleich. Die Farbe seiner Schwanzfedern übertrift an Schönheit allen Ausdruck.

No. 8. Der Wasserfall St. Anton im Mississippe. s. S. 8.

# Inhalt
## des ersten Theils.

### Erster Abschnitt.

Etwas von der Herkunft der Indianer, und dem Lande worinn sie wohnen überhaupt . . Seite 3 - 12.

### Zweyter Abschnitt.

Deren körperliche Eigenschaften, Sprache und Künste, . . — 13 - 35.

Drit-

Dritter Abschnitt.
Religionsgebräuche, und Aberglaube der Indianer. — 36 - 57.
Vierter Abschnitt.
Bildung, Wohnung und häusliche Einrichtung der Indianer. — 57 - 70.
Fünfter Abschnitt.
Heirathsgebräuche, Ehe und Kinderzucht der Indianer. — 70 - 85.
Sechster Abschnitt.
Speisen, Ackerbau und Viehzucht der Indianer. — 85 - 91
Siebenter Abschnitt.
Jagd und Fischerey der Indianer. — 92 - 110.
Achter Abschnitt.
Handel, Reisen, Tänze und Spiele der Indianer. — 110 - 124.
Neunter Abschnitt.
Krankheiten der Indianer und ihre Mittel dagegen. Begräbnis Art der Wilden und ihre Trauer. — 124 - 147.
Zehnter Abschnitt.
Geschichte der Indianer seit der Ankunft der Europäer. Politische Verfassung der Delawaren u. Irokesen. — 147 - 171
Eilfter Abschnitt.
Kriegsgebräuche der Indianer, u. Feyerlichkeiten bey Friedensschlüssen. — 171 - 190

Ende des ersten Theils.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

Tauf handlung p. 29.

Kurzgefaßte

# Indianer-Geschichte

von

# Nord-Amerika.

Oder:

## authentische Nachricht

von der

unter den dortigen

## Braunen Völkerschaften

seit geraumer Zeit angefangenen und fortwährend unterhaltenen

## Missionen.

Zweiter Theil.

Zittau 1806.

# Vorbericht.

Nachdem ich meinen Lesern in dem ersten Theile dieser Schrift einen kurzen Auszug von der politischen Verfassung der braunen Völkerschaften in Nordamerika geliefert habe; so soll nun auch im zweiten Theile derselben etwas von der äuserst mühsamen Arbeit der Missionarien unter jenen heidnischen Nationen in möglichster Kürze folgen.

Die Materialien hierzu sind zum Theil aus dem Tagebuche des würdigen Greises August Gottlieb Spangenbergs, gewesenen Bischofs der evangelischen Brüder-Unität, welcher selbst einige Jahre sich im Indianer-Lande aufhielt, genommen, hauptsächlich aber aus den eingesendeten Berichten des Missionarius David Zeisbergers, der über 40 Jahre lang ununterbrochen der dasigen Mission mit Wort und That treulich diente, entlehnet worden.

Diese Nachrichten führen durchgängig das reine Gepräge wirklicher Thatsachen, und können daher schon in dieser Rücksicht dem Wahrheit liebenden Leser volle Befriedigung gewähren; auch dürfte der religiöse Inhalt derselben um so mehr auf einigen Beifall Anspruch machen, je gewisser es ist, daß wir alle den wichtigen Zeitpunkt uns nähren, wo es für unsre grosse Bestimmung sehr heilsam seyn wird, wenn wir uns in Zeiten durch ernsthafte Betrachtungen recht oft zur Selbstprüfung leiten lassen. Eben so enthält der Verfolg dieser Berichte mehrere sehr rührende Begebenheiten, wo unter andern einige Missionairs nebst Familien von den feindlichen Indianern überfallen und ihres Lebens beraubt wurden. Weiterhin trieb die Horde wilder Krieger eine ganze Gesellschaft getaufter Indianer, mit Weiber und Kinder 96 Seelen stark, gleichsam als Schlachtschaafe zusammen, gab ihnen, unter dem Vorwande, weil sie gläubige Indianer wären, eine kurze Frist zu christlicher Vorbereitung, und so scalpte sie sodann insgesamt auf eine

tyranniſche Weiſe. Die inſonderheit bey dieſer letztern Märtyrer-Geſchichte durch die Mörder ſelbſt bekannt gewordene Nachricht, von den muthvollen Benehmen jener unſchuldigen Schlachtopfer, die noch wenige Jahre vorher als unwiſſende Heiden im Götzendienſte lebten, und nun im Vertrauen auf den allein wahren Gott und durch den Glauben an Jeſu Verdienſt getröſtet, den martervollſten Tod ſo ſtandhaft entgegen gingen, kann wohl niemand leſen, der nicht vollkommen überzeugt eingeſtehen müßte, daß das Chriſtenthum dieſer vormaligen Heiden, nicht blos auf buchſtäblich erlernte Religions-Wiſſenſchaft, ſondern vielmehr auf praktiſche Ausübung und treue Anwendung der darinnen geoffenbarten Gnadenmittel ſich ohnfehlbar begründe. — Um nun meinen bisherigen Intereſſenten die fernere Theilnahme an dieſer Schrift möglichſt zu erleichtern, werde ich jeden Monat nur einen Bogen in fortgehendem Zuſammenhange liefern.

Der Herausgeber.

# Erster Abschnitt.

## Anfang einer Brüder-Mission in Nord-Amerika.

Bereits zu Ende des Jahres 1734. wurden die ersten Missionarien nach Georgien in Nordamerika von Herrnhut aus abgefertigt und von dem Herrn Grafen von Zinzendorf mit einer schriftlichen Instruktion versehen, worin ihnen vornehmlich empfohlen wurde, daß sie sich in allen ihren Unternehmungen der weisen Leitung Gottes überlassen, über ihre Gewissensfreiheit fest halten, sich vor allem Disputiren über Religionssachen sorgfältig hüten und immer vor Augen haben sollten, daß sie von Gott in ihrem Herzen Trieb und Beruf bekommen, mit dem Evangelio Jesu Christi unter die Heiden zu gehen, dabey aber so viel möglich von ihrer Hände Arbeit zu leben, ꝛc

Den

Der damalige Theol. Adjunctus bey der Facultät in Halle, Herr August Gottlieb Spangenberg, war inzwischen nach London voraus gereißt, um mit den Vorstehern der Georgischen Kolonie und dem General-Gouverneur dieser Provinz, wegen Ueberfahrt u. dortigen Einrichtung der obgedachten Missionarien das nöthige zu reguliren. Als diese ebenfalls zu London eintrafen, verschafte ihnen der würdige General Oglethorpe nicht nur den zur Reise und andern Ausgaben bedürfenden Vorschuß, sondern es wurden ihnen auch von den Vorstehern besagter Kolonie Wohnungen in der dortigen Stadt Savannah, und etwas Land dabey zugesichert. Hierauf begleitete sie Spangenberg, und im Frühjahr 1735 langte diese erste Pilgergesellschaft glücklich in Georgien an. Einige Monate darauf folgte derselben aus Europa eine ansehnliche Verstärkung unter David Nitschmanns Anführung. Diese kleine Brüder-Kolonie baute sich nun in der Stadt Savannah an, und Gott segnete ihren Fleiß dermassen, daß sie in kurzer Zeit nicht nur für sich selbst bestehen, und das ihnen in London vorgeschossene Geld mit Dank zurückzahlen, sondern auch ihren Nachbarn liebreich dienen konnten.

Das erste, so diese Pilgerbrüder zu Erreichung ihrer Absicht unternahmen, war die Errichtung eines Schulhauses in der Nähe der Stadt für die Kinder der Indianer. Dadurch bekamen sie Gelegenheit, auch den erwachsenen Heiden die grosse Botschaft zu bringen, daß ein Heiland sey, der sie erlöst und ihnen Freyheit von Sünden und ewige Seligkeit erworben habe. Die Indianer, deren viele Englisch verstanden, fanden sich fleissig zum Besuch ein, und hörten recht gerne von dieser Materie sprechen, brachten auch manchmal ihren sogenannten König oder Chief mit, wußten auch gar balde zwischen ihnen und den übrigen unordentlich wandelnden Europäern einen genauen Unterschied zu machen.

Es ließ sie also mit dieser kleinen Kolonie recht gut an, sowohl in Ansehung ihres Anbaues, als auch in Absicht auf die Heidenbekehrung.

Im Jahr 1737 wurde der Cand. Theologiä Petrus Böhler von Jena, durch die Vorsteher der Brüdergemeine in Herrnhut zum Prediger dieser neuen Brüderkolonie in Georgien vocirt, von letztere dazu gehörig ordinirt und dahin abgefertigt, langte auch im folgenden Jahre glücklich in Georgien an. Spangenberg hingegen reißte nunmehro nach Pensylvanien ab.

Bald nachher wurde diese Brüderkolonie ganz unvermuthet in ihrem hofnungsvollen Gange gestört. Die benachbarten Spanier suchten die Erzländer aus Georgien zu vertreiben. Letztere forderten nun die Brüder auf, mit ihnen gegen die Spanier zu Felde zu ziehn, und als sie dieses wiederholt von sich ablehnten, auch von der hohen Obrigkeit auf ihr Ansuchen darin unterstützt wurden; so hatten sie manche Unannehmlichkeit deshalb zu erdulden, und die Mission in Georgien, die einen so guten Anfang gehabt hatte, mußte so balde wieder gänzlich aufgehoben werden.

Inzwischen war Spangenberg aus Pensylvanien nach Deutschland zurück gekommen, und durch seine von dem kläglichen Zustande der Wilden in Nordamerika öffentlich mitgetheilte Nachrichten, fanden sich sonderlich viele ledige Brüder zu Herrnhut besonders angeregt, ihr Leben dran zu wagen, um diese Heiden durch das Evangelium mit ihrem Gott und Schöpfer bekannt zu machen. Zwölfe derselben wurden zu Candidaten in der Missionssache ernannt, und einer, Namens Christian Heinrich Rauch, wurde bald darauf abgefertigt, und langte glücklich in Neuyork an. Auch diesen Pilger hatte der Graf von Zinzendorf, als erster Vorsteher

der damaligen Brüdergemeinen, bey seiner Abfertigung hauptsächlich dahin instruirt, daß er in der Stille Acht haben sollte, ob etwa unter den Heiden einer wäre, den Gott selbst durch seine Gnade schon zubereitet hätte, ein Wort des Lebens anzuhören und anzunehmen, sonst sey alle Mühe und Arbeit verlohren, die man auf sie verwende.

Besagter Missionarius Rauch hatte sogleich bey seiner Ankunft in der Stadt Neuyork mit ungemeinen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ohne einige Kenntniß von dem Volke, dem er das Evangelium predigen sollte, und ohne einmal zu wissen, wo und wie er sie aufzusuchen hätte; blieb er dennoch seines Berufs völlig gewiß, mit dem festen Vertrauen zu Gott, daß er ihm beistehen, und ihn durch seines heiligen Geistes Leitung zu den Heiden führen würde, zu denen er gesendet war. In diesem kindlichen Vertrauen, stärkte ihn der besondre Zufall, daß er ganz unvermuthet den durchreisenden Missionarium Friedrich Martin von St. Thomas daselbst traf, der ihn sogleich mit einigen frommen Leuten in der Stadt bekannt machte. Diesen entdeckte er sein Vorhaben, aber anstatt ihn zu Ausführung seines Vorhabens aufzumuntern, stellten sie ihm vor, daß die vielen kostspieligen Versuche evangelischer Prediger, die

In-

Indianer zu Christen zu machen, bisher ohne alle Wirkung gewesen, indem auch die wenigen, die den Religionsunterricht angenommen hätten und von ihnen getauft worden wären, nach wie vor in ihren alten Sünden verblieben, und sonderlich dem Laster der Trunkenheit dergestalt ergeben wären, daß kein Lehrer ohne Lebensgefahr unter ihnen sich aufzuhalten vermöchte.

Der Missionarius hörte sie, dankbar für ihre treue Meinung, geduldig an, ließ sich aber dadurch keinesweges abschrecken. Voll Zuversicht zu dem, der gesagt hat, daß sein Wort nicht leer zurück kommen, sondern alles ausrichten soll, wozu er es sendet, nahm er seine Zuflucht zum Gebet, und flehete zu Gott, daß er selbst ihn leiten und führen möchte. Nach einigen Tagen erfuhr er, daß Abgeordnete der Indianer sich in Neuyork befänden, um mit dem Gouverneur im Namen ihrer Nationen Unterhandlungen zu pflegen. Er suchte sie alsbald auf, und hatte die unerwartete Freude, daß er nothdürftig mit ihnen sprechen konnte, indem sie sich in der Holländischen Sprache verständlich zu machen wußten.

Das waren die ersten Heiden, die er jemals gesehen hatte; sie gehörten zu den Cherokesen- und Mahikander-Nationen, sahen

sehr

sehr wild aus, und waren noch dazu betrunken. Sobald sie nüchtern worden, suchte er sie wieder auf, unterhielt sich sonderlich mit zweien unter ihnen, Namens Tschoop und Schabasch, und fragte sie gerade zu: Ob sie wohl einen Lehrer haben möchten, der ihnen den Weg zur ewigen Glückseligkeit zeigte? Tschoop sagte: ja! er fände bey sich oft eine Neigung zu etwas besserm, wisse sich aber nicht zu helfen; er würde es daher gern sehen, wenn jemand zu ihnen kommen, sich ihrer annehmen und sie lehren wollte; sie wären aber arme und auch böse Menschen, doch glaube er, es würde schon gehen, wenn nur ein Lehrer unter ihnen wohnen wollte. Schabasch stimmte dieser Erklärung bey. Auf diese Auslassung, die er gleichsam als einen gnädigen Wink des Herrn ansahe, versprach er ihnen auf der Stelle, daß er mit ihnen reisen, und sie und ihr Volk besuchen wollte; worauf sie ihn, als Aelteste der Mahikander-Nation, mit Indianischer Gravität auf das solenneste zum Prediger ihres Volks vocirten. Nach etlichen Tagen aber fand er sie zu seinem nicht geringen Schmerz wieder so betrunken, daß sie weder reden noch gehen konnten. Bey einem dritten Besuch traf er sie jedoch wieder nüchtern an, u. nahm mit ihnen Abrede, daß er vor ihnen abreisen wollte;

und

und sie ihn am North-River abholen sollten. Als er aber daselbst einige Täge vergeblich auf seine Begleiter gewartet hatte, ging er in einen benachbarten Indianer-Ort, um sie aufzusuchen, und so verfehlten sie ihn und gingen weiter. Inzwischen erfuhr er durch vieles Nachforschen die Heimath dieser abgeordneten Mahikander, und machte sich sogleich dahin auf den Weg. Ehe er aber diesen Ort erreichte, hatten Tschoop und Schabasch ihn daselbst schon angemeldet, als einen weissen Mann, den sie zu ihrem Lehrer ordentlich berufen hätten.

Bey seiner Ankunft nahmen sie ihn dann nach Indianischer Art mit vorzüglicher Freundschaft auf. Er hingegen zeigte ihnen sogleich den Zweck seines Besuchs ungefähr in folgenden Worten an: Ich bin aus Liebe zu euch über das grösse Weltmeer hergekommen, um euch die wichtige Nachricht zu bringen, daß der ewige Gott, unser aller Schöpfer, uns zu Liebe seinen einigen Sohn Jesum in die Welt gesandt, um uns durch seine Menschwerdung, Leiden, Sterben und Auferstehen von aller Sünde und Ungerechtigkeit zu erlösen, und uns durch dieses vollgültige Verdienst, in sofern wir uns dasselbe nach seiner Vorschrift im wahren Glauben zueignen wollten, Vergebung der

Sün-

Sünden, Leben und ewige Glückseligkeit verheissen habe, u. s. w. Diesen unerwarteten Vortrag hörten sie mit vieler Aufmerksamkeit, und wie es schien, mit Eindruck an.

Wie er aber des andern Tages wieder mit ihnen davon redete und eine nähere Erklärung beifügen wollte, so mußte er mit wehmüthigem Herzen bemerken, daß es seinen Zuhörern lächerlich vorkam, ja zuletzt verlachten und verspotteten sie ihn ins Angesicht. Er blieb aber auch hier standhaft, und besuchte die Indianer alle Tage in ihren Hütten, hielt ihnen unermüdet die gänzliche Verdorbenheit ihres Herzens und ihre Blindheit in geistlichen Dingen nachdrücklich vor, prieß ihnen auch die Gnade Gottes in Jesu Christo, und den Glauben an sein Versöhnungsopfer, als den alleinigen Weg, auf welchem ihnen könne geholfen werden, unermüdet an. Doch schien es im Anfang, nach seinem eigenen Ausdruck, als wenn der Teufel hier sein Reich mit Mauern umgeben, fest verriegelt und verschlossen hätte. Eben so hatten alle bisherige Bemühungen anderer Prediger, sowohl von der Englischen als auch von der Römischkatholischen Kirche, einen ähnlich fruchtlosen Erfolg gezeigt. Ein Englischer Prediger

diger in Sharen gab sich sogar die Mühe, ihnen sowohl in Englischer- als Indianischer Sprache zu predigen; es war aber greulich anzusehen, wie das Saufen, nebst andern lastern bey seinen Leuten im Schwange blieb, und Mord so wie Todschlag häufig vorkam. Dabey wollten sie von Christo durchaus nichts hören, sondern lachten und spotteten seiner. Unter den Mahikandern und Irokesen fand dieselbe Widerspenstigkeit statt. Sehr viele unter ihnen schleppten sich zwar mit Rosenkränzen und Kreuzen, behandelten aber dieselben blos als eine Zugabe zu ihrem Indianischen Putz.

Zu diesen traurigen Bemerkungen gesellten sich bey dem Missionario auch noch äussere Dürftigkeit und Noth. Die Reisen von einem Indianer-Orte zum andern machte er zu Fuß, weil er kein Reitpferd oder Fahrzeug bezahlen konnte, und mußte dabey in dickem Gebüsch und wilden Einöden so grosse Hitze ausstehen, daß er hätte verschmachten mögen. Nirgends wollte man ihn beherbergen, und es ging ihm, wie er sich selbst ausdrückt, als einem, der etwas sucht und nicht findet.

Doch alles dieses vergaß er gern, als er nach einiger Zeit gewahr wurde, daß das Wort Gottes, welches er unter allen Trüb-

salen

salen getrost verkündigte, seine mächtige Kraft zu beweisen anfing. Tschoop, der allerärgste Säufer, wurde zuerst durch die Gnade Jesu Christi angefaßt, und fragte ihn, ob auch er an dem Verdienste des Sohnes Gottes Theil habe? Das kostbarste Geschenk hätte damals dem Missionario nicht so angenehm seyn können, als diese aus einem bekümmerten Gemüthe entstandene Frage, bey welcher sein Herz entbrannte und sein Mund von der göttlichen Kraft des für uns verdienstvollen Leidens und Sterbens Jesu überging. Bald hernach wurde auch Schabasch erweckt, und der heilige Geist arbeitete kräftig an den Seelen dieser zwei wilden Männer, denen die Thränen von den Wangen rollten, so oft er von Gott und der durch Jesum geleisteten Versöhnung mit ihnen redete.

Diese Beweise der Kraft Gottes wurden ruchbar. Sogar die umliegenden christlichen Nachbarn wurden begierig, das lautere Evangelium zu hören, und veranlaßten den Missionario, in einer grossen Scheune eine Predigt zu halten, zu deren Anhörung sie sich zahlreich einfanden, und dieser Vortrag hatte bey vielen einen gesegneten Eindruck zur Folge.

Doch

Doch dauerten diese Hofnungsvollen Aussichten nicht lange. Einige weisse Leute, denen die Bekehrung der Indianer ihren Plan nicht zu entsprechen schien, suchten dieselben gegen den Missionär durch allerley erdichtete Verläumdungen aufzuwiegeln und zu erbittern, trieben auch endlich ihre Bosheit so weit, daß dieser seines Lebens nicht mehr unter ihnen sicher war, indem sie ihn zu erschiesse öffentlich droheten. Er hielt daher für rathsam, sich auf einige Zeit zu entfernen.

Ein benachbarter Bauer, bey welchem der Missionarius einstweilen Sicherheit suchte, machte ihm anfänglich viele Einwendungen gegen sein Vorhaben, diese wilde Menschen, die wie lebendige Teufel wären, zu Christen machen zu wollen. Als ihm aber dieser sein auf den Welthelland, der auch für die wildesten Heiden durch seinen blutigen Kreuzestod ein vollgültiges Lösegeld dargebracht, gegründetes Vertrauen so getrost bezeugte, so wurde dieser gute Bauer darüber dermassen gerührt, daß er ihm Wohnung und Kost anbot, wenn er bey ihm bleiben und seine Kinder unterrichten wollte. Der Missionarius nahm dieses als eine Vorsorge Gottes mit Dank an, und war nun eine Zeitlang Schulmeister. Bey

der Treue aber, mit welcher er dies Geschäft verrichtetete, unterließ er nicht, die benachbarten Indianer in Schekomeko, täglich zu besuchen, obgleich mit augenscheinlicher Lebensgefahr. Denn die weissen Leute in der Gegend fuhren fort, die Indianer immer von neuen gegen ihn aufzuhetzen. Unter andern Lügen suchten sie dieselben auch insonderheit dadurch zu empören und bange zu machen, daß sie sagten! Er würde einmal alle ihre jungen Leute übers grosse Meer führen und zu Sklaven verkaufen. Diese ihre Sicherheit drohende Vorspiegelung, fand vorzüglich allgemeinen Eingang, wodurch denn endlich auch Tschoop und Schabasch irre gemacht und gegen ihn eingenommen wurden. Mehrere Indianer, denen man weiß machte, sie kämen zum Teufel, wenn sie ihn anhörten, liefen, sobald er sich in ihrem Dorfe sehen ließ, aus Angst davon. So war, wie er selbst schreibt, nicht nur Verachtung, Spott und Hohn gleichsam sein tägliches Brod, sondern verschiedene weisse Leute versuchten sogar, ihn mit Schlägen zu mißhandeln, denen er aber immer mit Gelassenheit auswich. Einige hatten sich vorgenommen, ihn im Busche zu überfallen und an einem Baume aufzuhenken; andere bemüheten sich, die Indianer truncken zu machen, damit sie

ihn

ihn in der Besoffenheit todt schlügen. Und wirklich verfolgte ihn einmal ein Indianer in der größten Wuth mit einem Beil, fiel aber darüber ins Wasser, und das war des Missionarii Rettung. Selbst sein lieber Tschoop war gegen ihn so aufgebracht, daß er in der ersten Hitze ihn erschiessen wollte. Schabasch hingegen verfolgte ihn zwar nicht, suchte aber eine lange Zeit, ihm überall aus dem Wege zu gehen. Indessen ging er doch diesen beiden immer mit besonderer Liebe nach, betete für sie, und säete überhaupt das Wort Gottes mit Thränen, war dabey in allem vorsichtig, ließ sich aber doch in dem herzlichen Vertrauen zu seinem allmächtigen Beschützer durch keinerley Drohung stören, und handelte mit einem guten Gewissen stets freimüthig und getrost, wie man dieses insonderheit aus einem Briefe von ihm ersehen kann, worin er sich unter andern so ausdrückt: „Bloß der allmächtigen Bewahrung Gottes verdanke ich es, daß ich noch da bin; stünde mir nicht täglich und stündlich seine gnädige Durchhülfe zur Seite, so würde ich bey dem starken Widerstande des Satans schon längst haben unterliegen müssen. Der Herr aber hilft immer meiner Schwachheit auf, und verleiht mir getrosten Muth, glauben zu können, was freilich

bis jetzt, dem menschlichen Ansehn nach, unmöglich zu seyn scheint. In dieser gläubigen Zuversicht, will ich fortfahren, das grosse Evangelium von der Versöhnung zu verkündigen; mein Herz brennet vor Hunger und Begierde nach der Errettung dieser armen und blinden Heiden; ihre Seelen für Jesum zu gewinnen, das ist meine wichtigste Sache, und die treibe ich auf des Herrn Wort, trotz allem, was der Feind mit seiner ganzen Macht thun kann; kein verriegeltes Thor des Teufels ist doch so stark und fest, daß Christus es nicht sollte aufsprengen können, u. s. w.

Dieses ausharrend kindliche Vertrauen zu Gott, hatte auch den gewünschten Erfolg. Nach und nach kamen die Indianer durch seine fortwährende Unerschrockenheit und sein liebreiches herablassendes Wesen auf andere Gedanken. Oft war er halbe Tage lang in ihren Hütten, aß und trank mit ihnen, und zuweilen schlief er mitten unter ihnen in größter Gemüthsruhe recht sanft ein. Dieser letztere Umstand machte insonderheit auf den mehrerwähnten Tschoop einen grossen Eindruck. Als derselbe ihn einmal in seiner Hütte so sanft schlafen sahe, konnte er sich, wie er es nachher selbst bezeugte, des Gedankens nicht erwehren: „der Mann ist gewiß

wiß kein böser Mann, er fürchtet ja kein Uebel, sogar von uns nicht, die wir doch so wild sind, und ihn öffentlich mehrmals zu erschiessen gedroht haben, sondern da schläfet er in aller Ruhe, und setzt sein Leben so gelassen in unsere Hände." Durch weiteres Nachdenken ward er endlich völlig überzeugt, daß alle bisher durch die weissen Leute von diesem Manne verbreiteten widrigen Nachrichten schlechterdings Verleumdungen seyn müßten. Diese seine Ueberzeugung brachte er denn auch seinen Landsleuten mit der ihm vorzüglich eigenen Beredsamkeit bey, und nun währte es gar nicht lange, so war das Vertrauen zwischen ihnen auf beiden Seiten völlig wieder hergestellt. Sie hörten von nun an auch wieder mit Begierde zu, wenn er von der Liebe Jesu zu allen armen Sündern mit ihnen redete, und fingen an, am Evangelio Geschmack zu bekommen *)

Der

(*) Aus diesem Satze leuchtet unleugbar die göttliche Wahrheit hervor, daß die höhern Gnadenwirkungen Gottes des heiligen Geistes mächtig genug sind, auch das verfinstertste Herz des rohesten Heiden zu erleuchten, und zu williger Annehmung der christlichen Religionslehren fähig

Der Missionarius hatte also das Vergnügen, zu sehen, daß seine Arbeit in dem Herrn nicht vergeblich war; verschiedene wurden durch sein Wort kräftig gerührt, und Tschoop war nun auch wieder der erste, der ihm die um das Seelenheil der Heiden gewinnten Thränen abwischte, indem er ihm zu seiner innigsten Freude unter vielem Kummer das sehnliche Verlangen bezeugte, wie er die Kraft des auch für seine ihm nunmehr drückende Sünden vergossenen Blutes Jesu an seinem Herzen zu erfahren wünschte. Mit welchem Entzücken der Missionarius Rauch diese Auslassung vernahm, läßt sich leicht denken. Mit freudigem Herzen verkündigte er nun denselben das grosse Wort der Versöhnung, so durch Jesum Christum geschehen ist.

Die grosse Veränderung, die mit diesem Manne vorging, war sehr auffallend. Er selbst erzählte einige Zeit darauf in einer grossen Gesellschaft Indianer die Veranlassung zu

(*)

zu machen. Blos dieses auf Selbsterfahrung gegründete Bewußtseyn war vermögend, jenem mit so vieler Widerwärtigkeit kämpfenden Missionario bey getrostem Muth und ausharrendem Glauben zu erhalten.

zu seiner Erweckung mit folgenden Worten: „Brüder! ich bin, als ein in göttlichen Dingen blinder Heide, unter euch alt geworden, weiß also wohl, wie es mit den Heiden ist. Es kam einmal ein Prediger zu uns, der wollte uns lehren, und fing damit an, uns zu beweisen, daß ein Gott sey. Da sagten wir: Ey! meynest du denn, daß wir das nicht wissen? Gehe nur wieder hin, wo du her gekommen bist. Ein anderer Prediger kam, und wolte uns lehren: Ihr müßt nicht stehlen, sagte er, nicht saufen, nicht lügen u. s. w. Wir antworteten ihm: Du Narr! denkst du denn, daß wir das nicht wissen? lerne das erst selbst, und lehre sodann die Leute, zu denen du gehörst, daß sie das nicht thun. Denn wer säuft, wer stiehlt, wer lügt mehr, als deine eigne Leute? und so schickten wir auch diesen fort. Nach einiger Zeit kam Christian Heinrich Rauch zu mir in meine Hütte, und setzte sich zu mir. Der Inhalt seiner Rede an mich war ungefähr dieser: Ich komme zu dir im Namen des Herrn, Himmels und der Erde: der läßt dich wissen, daß er dich gern selig und glücklich machen, und aus dem Elende reissen will, in dem du deiner Seelen nach liegst. Er hat zu dem Ende seinen einigen ihm an Macht und Herrlichkeit gleich stehenden Sohn

in die Welt gesandt, damit er alle Menschen und also auch Dich durch sein freiwillig erduldetes Leiden und Sterben von allem Uebel befreyen und zur ewigen Glückseligkeit verhelfen könnte, u. s. w. Er legte sich darauf in meiner Hütte auf ein Bret, und schlief ein, denn er war müde von seiner Reise! Da da dachte ich: Ey! was ist das für ein Mann? Er liegt da, und schläft so sanft. Ich könnte ihn ja gleich todtschlagen, und in den Wald werfen — wer würde darnach fragen? Seine Worte aber fielen mir immer wieder ein, und wenn ich auch in der Folge einschlief, so träumte ich sogar davon. Ich verdolmetschte den Indianern diese wichtigen Worte, die Christian Heinrich Rauch noch ferner mit uns redete, und so ist diese Erweckung unter uns, durch Gottes Gnade entstanden.

Nachdem nun dieser Tschoop dem Evangelio Jesu Gehör gegeben, so wurde auch Schabasch wieder ganz für dasselbe gewonnen. Die Kräfte der Finsterniß waren zwar noch immer überaus geschäftig, die Indianer überhaupt im Dienste der Sünde zu erhalten, und besonders den Tschoop und Schabasch von dem guten Wege wieder abzubringen, aber die Gnade Jesu behielt doch die Oberhand, so daß sich in kurzer Zeit

eine

eine beträchtliche Anzahl von solchen unter ihnen sammlete, die ihren unseligen Zustand einsahen, und sich herzlich sehnten, aus demselben errettet zu werden. Viele wurden von der Wahrheit der Evangelischen Lehre überzeugt, kamen fleissig zu den Versammlungen, und bey verschiedenen hatte es die gute Wirkung, daß sie ihr böses Leben änderten.

Inzwischen war der Bischof David Nitschmann mit einigen Gehülfen aus Europa in Pensylvanien angekommen, wo die Brüder ein Stück Land gekauft hatten, auf welchen nachher durch ihren unermüdeten Fleiß der Gemeinort Bethlehem erbauet worden ist. Auf erhaltene Nachricht unternahm der Missionarius Rauch eine Besuchreise dahin, und wurde nach einigem Aufenthalte daselbst von besagtem David Nitschmann an seinem zeitherigen Aufenthaltsort zurück begleitet.

Der Bischof Nitschmann, welcher den Auftrag hatte, die Heidenmission in Nordamerika zu untersuchen, fand viel Ursach, für den daselbst verspürten Seegen des Evangeliums Gott zu danken. Er ermahnte die Indianer auch hier in Schekomeko, den Religionsunterricht des Missionarius Rauch fernerhin fleissig zu hören und treulich zu befolgen, stattete auch nach vollendeter Visitation,

tion bey seiner Zurückkunft in Europa denen Vorstehern der evangelischen Brüderunität die erfreulichsten Berichte desfalls ab.

Durch diese wichtige Relation wurden ihre besagte Vorsteher veranlaßt, dem Missionario Rauch bald darauf einige Gehülfen zuzugeben. Indeß setzte derselbe seine Arbeit sowohl bey den Indianern überhaupt, als auch insonderheit bey den Kindern seines Hauswirths treulich fort, und die Aeusserungen der armen Wilden, die über ihren elenden Seelenzustand und um Errettung aus demselben ernstlich bekümmert waren, erhielten und stärkten ihm den Muth. Unter andern hatte er die Freude, daß ihm der Indianer Tschoop aus eigner Bewegung, sein sehnliches Verlangen nach der heiligen Taufe, unter den rührendsten Ausdrücken zu erkennen gab.

Nach einiger Zeit reißte der Graf von Zinzendorf als Ordinarius der Brüdergemeine nach Pensylvanien, um sowol die daßigen Anstalten der Brüder ins Ganze, als auch insonderheit ihre Arbeit unter den Heiden in Augenschein zu nehmen.

Bald nach seiner Ankunft daselbst wurde ein Gehülfe der daßigen Mission, Namens Büttner, zu dem Miss. Rauch nach Schekomeko geschickt, ihn zu besuchen, und zu dem

Brüder-

Brüder-Synodo, welcher in Oly gehalten werden sollte, einzuladen. Dieser Zuspruch diente denselben zu grosser Ermunterung. Büttner verbrachte hier 10 Tage mit grossem Vergnügen, und mit Erstaunen über den Anfang eines so herrlichen Werkes Gottes unter so wilden Heiden.

Als die Wilden hierauf hörten, daß ihr Lehrer mit dem sie besuchenden Missionär nach Pensylvanien reisen würde, baten drei unter ihnen, Namens Schabasch, Seim und Klop um Erlaubniß, sie begleiten, und die Brüder in Pensylvanien besuchen zu dürfen, welches ihnen auch zugestanden wurde. Tschoop hingegen konnte, weil er lahm war, zu seinem größten Leidwesen die Reise damal nicht mitmachen.

Die beiden Missionäre Rauch und Büttner traten hierauf in Begleitung der vorgenannten drei Indianer ihre Reise an, hatten aber, weil sie zu Fusse reisten, manches Ungemach zu erdulden. Bald wollte man sie gar nicht über Nacht beherbergen, bald spottete man ihrer und ließ sie doppelt oder dreifach bezahlen; doch trafen sie endlich glücklich über Philadelphia in Oly ein.

Hier hatte sich schon der Graf von Zinzendorf mit vielen Lehrern aus verschiedenen Gesinnungen zu einer Conferenz eingefun-

funden. Auf dieſe Geſellſchaft machte die Erſcheinung der drei Indianiſchen Gäſte, deren Mund von der Gnade Gottes und von der Liebe Jeſu Chriſti überging, allerdings einen ganz beſondern Eindruck. Bald nach ihrer Ankunft fanden ſich zufällig einige Delawaren zu ihnen, denen die 3 Indianer ſofort von Jeſu Chriſto, als ihrem alleinigen Herrn und Gott, predigten; gegen die Lehrer aber bezeigten ſie ein groſſes Verlangen, getauft zu werden. Da ſie nun in den Heilswahrheiten der chriſtlichen Religion treuen Unterricht genoſſen, das Evangelium von Herzen angenommen hatten und ſich nach der durch Jeſu Verdienſt auch ihnen erworbenen Gnade ernſtlich ſehnten; ſo wurden ſie fürs erſte zu Taufcandidaten erklärt, auch ward von den anweſenden Lehrern einmüthig beſchloſſen, ſie in Gegenwart der vorgedachten Verſammlung der heiligen Taufe theilhäftig zu machen.

An den zu dieſer wichtigen Handlung beſtimmten und für jene Miſſion unvergeßlichen Tage, ließ ſich gleich früh unter dem gemeinſchaftlichen Gebet dieſer Pilger Geſellſchaft das gnädige Daſeyn Gottes aufs innigſte fühlen. Nachmittags wurden erſt der Miſſionarius Chriſtian Heinrich Rauch und ſein nunmehro ernannter Gehülfe Gott-

lob

ob Büttner von den beiden Bischöfen der Brüderkirche; dem Bruder David Nitschmann und dem Grafen von Zinzendorf, mit Handauflegung zu Kirchendienern ordinirt. Hierauf machte man, weil in Oly keine Kirche war, in eines gewissen Herrn von Dirks Scheune die nöthigen Anstalten zur Taufhandlung, die der Missionarius Rauch verrichten sollte. Die versammlete Gesellschaft nahm nun die Täuflinge in ihre Mitte, weihete sie mit herzlichem Gebet und Flehen unserm Herrn Jesu Christo zum ewigen Eigenthum; und nachdem die Täuflinge einige ihnen vorgelegte Fragen mit heiterer Miene beantwortet hatten; so taufte obbenannter Bruder, mit innigster Bewegung seines Herzens, diese drei Erstlinge aus den Nord-Amerikanischen Indianern im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und nannte den Schabasch Abraham, den Seim Isaak und den Kiop Jakob.

Die mächtige Gnade Gottes, die bey dieser heiligen Handlung waltete, erfüllte alle Anwesende mit Ehrfurcht, und die Gnadenwirkung, die bey den getauften Indianern zu spüren war, versetzte Jedermann in Erstaunen. *) Ihre

*) Wie sehr das Herz eines christlich denkenden Zuschauers durch dergleichen Gegenstände gerührt

Herzen waren davon so voll, daß sie nicht schweigen konnten, sondern allen weissen Leuten, die zu ihnen in ihre Hütte kamen, die ihnen wiederfahrne grosse Wohlthat verkündigten. Sonderlich aber predigten sie einer Gesellschaft Delawaren, die sich in der Gegend aufhielt, und zufällig wieder nach Oly kam, eine ganze Nacht hindurch wechselsweise, und ihr feuriges Zeugniß von Jesu, setzte alle ihre Zuhörer in grosse Verwunderung. Bald hernach zogen die Neugetauften froh und wohlgemuth wieder ihre Strasse, gingen mit ihrem Lehrer, dem Bruder Rauch, erst nach Bethlehem, verweilten einige Tage daselbst, und kehrten dann nach Seel und Leib gestärkt mit ihrem geliebten Lehrer in ihre Heimath nach Schekomeko, woselbst sie unter ihren Verwandten und Landsleuten zu nicht geringem Eindruck von der Gnade zeugten, die Gott an ihnen gethan hatte.

Einige

---

werden kann, weiß ich aus eigner Erfahrung, und muß offenherzig bemerken, daß das Gefühl göttlicher Ehrfurcht, unter welchem ich vormals der ersten Taufhandlung eines 30jährigen Heydnegers beywohnte, mir lebenslang ein gesegnetes Andenken bleiben wird.

Der Hg.

Einige Zeit darauf war die erste sacramentliche Handlung in Schekomeko, mitten unter den Wilden, da der Missionarius die Freude hatte, auch seinem lieben Tschoop die heilige Taufe anzudienen, wobey er ihm den Namen Johannes gab. Dieser Mann, welcher ehedem unter seiner Nation der größte Trunkenbold war, und wie ein fürchterlicher Bär aussahe, war nun wie ein Lamm, und man konnte ihn nicht ansehen, ohne über die gewaltige Kraft von Gottes Wort und Sacrament zu erstaunen.

Das Gerücht von dieser Taufhandlung, und vornemlich die grosse und in allem Betracht merkwürdige Veränderung der vier Neugetauften erfüllte die Wilden weit und breit mit Verwunderung. Nun griff das Feuer des Evangelii um sich, zündete viele Herzen der Heiden an, und es war eine Lust zu sehen, wie sie 5 bis 6 Meilen weit zum Besuch nach Schekomeko kamen, um den Prediger zu hören.

Unter den Getauften hatte Johannes vorzüglich die Gabe, sich gegen seine Landsleute, in Betreff des Christenthums, deutlich und treffend auszudrücken, wodurch er viel Gutes unter ihnen bewirkte.

Der

Der Missionarius Büttner konnte zur Zeit noch nicht in Schekomeko wohnen, sondern suchte von Bethlehem aus die Ausbreitung des Evangelii unter den Indianern nach Möglichkeit zu befördern.

## Zweiter Abschnitt.

### Reisen des Grafen von Zinzendorf unter die Indianer. Einrichtung der ersten christlichen Indianer-Gemeine daselbst.

Nachdem der Graf von Zinzendorf, welcher sich mit der Bekehrung der Heiden eifrigst beschäftigte, seine Synodal-Geschäfte in Oley beendigt hatte, unternahm er drey verschiedene Besuchreisen unter die zerstreut wohnenden Indianer-Nationen.

Ehe

Ehe er jedoch dieselben antrat, waren drey Missionarien aus St. Thomas mit einem ihrer bekehrten Neger-Sklaven, so wie der Miss. Rauch mit den getauften Indianer Johannes von Schekomeko in Bethlehem angekommen. Das war nun dem Grafen ein ganz besonderes Vergnügen, sich mit diesen sonst blinden Heiden, die nun Liebhaber Jesu und selige Menschen waren, zu unterhalten. Mit oberwähnten Heidenboten hielt der Graf mehrere gründliche Unterredungen, ihren Beruf betreffend; reißte sodann von Bethlehem ab, und nahm, nebst seiner Tochter Benigna, 11 Brüder und 3 Schwestern, die theils Englisch und Holländisch, theils etwas Indianisch sprechen konnten, wie auch einen Indianer zum Bothen und Dollmetscher mit. Erst kamen sie unweit Nazareth zu dem Indianer Patemi, einem sittsamen und bescheidenen Mann, der gut Englisch sprach, und sich fast wie ein Europäer eingerichtet hatte. Seine Erzählung von einigen Opfergebräuchen der Indianer gab den Brüdern Gelegenheit, ihm das für unsre Sünden geopferte Lamm Gottes anzupreisen, wobey er sehr aufmerksam war, und die heilsamen Ermahnungen des Grafen gut aufnahm.

In einem andern Indianer-Orte, wo meist Delawaren wohnten, und wo die Reisegesellschaft von einem starken Gewitter durchaus naß ankam, bot man derselben des Capitains Hütte zum Uebernachten an, in welcher sie sich beim Feuer trockneten, und die folgenden Tage ihre Reise über die blauen Berge fortsetzten.

In Nochapuchkung schlugen sie ihre Zelte bey einem Indianischen Arzte auf, der nicht nur alles, was ihm von Gott und Jesu Christo, als dem Erlöser der Menschen gesagt wurde, mit Rührung anhörte, sondern auch diese Worte den vor dem Zelte in grosser Menge versammleten Indianern mit besondrem Nachdruck wiederholte.

Von hier aus hatte diese Pilgergesellschaft ein entsetzlich hohes und furchtbares Gebirge zu passiren. Der Graf von Zinzendorf entdeckte jenseits des Flusses Schulkill einige Indianer. Voll Begierde, ihnen das Wort Gottes zu verkündigen, watete er sogleich durch diesen wenigstens 3 Fuß tiefen Strom, wurde aber von den Wilden so äuserst kaltsinnig empfangen, daß er ganz betrübt zurück watete. Ein Indianer kam ihm aber nach, um die Gesellschaft hinüber zu holen, und so ging der Graf zum drittenmal durchs Wasser, war jedoch hocherfreut, da die vor-

hin

hin so gleichgültigen Indianer nunmehro das Wort Gottes zu hören begehrten, welches ihnen Zander mit vielem Nachdruck predigte. Nachdem der Graf noch den Indianer Ort Menkolagomekah besucht hatte, begab sich diese Reisegesellschaft nach Bethlehem zurück. Die Folge der Zeit hat hinlänglich bewiesen, daß diese mit vielen Strapatzen verbundene Reise, ihren gewünschten Endzweck nicht verfehlt hat.

Als besagter Graf einige Zeit darauf in Gesellschaft des Miss. Conrad Weisser eine abermalige Landreise unternahm, stiessen sie zufällig auf eine grosse Gesandschaft der Irokesen, welche als Oberhäupter der Sechs Nationen in wichtigen Aufträgen von Philadelphia zurück kamen. Dieses waren äuserst unbändige Menschen, und hatten erst vor einer Stunde einen von ihren eigenen Leuten erschossen. Der Graf sah dieses als eine passende Gelegenheit an, und ließ ihnen durch Conrad Weisser sagen: Er habe grosse Worte des Herrn über Himmel und Erde an sie und ihre Völker zu bringen. Sein und seiner Brüder Absicht sey, weder Land von ihnen zu kaufen, noch Handlung mit ihnen zu treiben, sondern ihnen den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Conrad Weiser that von selbst noch hinzu: „Dieses ist der Mann,

den Gott zu den Indianern sowohl als zu den weissen Leuten übers Meer gesandt hat, ihnen seinen Willen kund zu thun;" und gab ihnen nach indianischer Weise zur Bestätigung seiner Worte ein Stück rothes Tuch zum Geschenk. Die Indianer nahmen diese Anrede nicht gut auf, ihre Laune schien darüber verstimmt geworden zu seyn, und es sahe überhaupt um die Antwort sehr zweifelhaft aus. Indem trat die Frau des einen Gesandten herein, mit ihrem kleinen Kinde auf dem Arm, welches, sobald es den Grafen erblickte, voller Freuden auf ihn zuhüpfte, und ihm auffallend liebkosete. Dieser merkwürdige Zufall machte auf sämmtliche Oberhäupter einen so guten Eindruck, daß sie nun augenblicklich mit einander über obige Anrede zu Rathe gingen.

Nach einer halben Stunde kamen sämmtliche Oberhäupter zu den Grafen, und redeten ihn also an: „Bruder, du bist diesen fernen Weg übers grosse Salzwasser zu uns gekommen. Du hast nicht gewußt, daß wir hier sind, und wir haben von dir nichts gewußt. Das ist von einer höhern Hand droben gekommen. Komm zu uns, du und deine Brüder, du sollst uns willkommen seyn. Nimm hin diesen Fathom of Wampom, zum Zeichen, daß unsre Worte Wahrheit sind."

Hiermit

Hiermit war zwischen den Brüdern und den Irokesen gleichsam ein Bund errichtet, welches zu damaliger Zeit für die Mission um so vortheilhafter war, je mehr Einfluß die Irokesen auf alle übrige Indianer-Nationen hatten.

Nun sehnte sich der Graf, nach Schekomeko zu dem Miss. Rauch zu kommen, und reißte daher mit seiner Tochter und dem Miss. Seiffart von Bethlehem dahin ab. Durch schreckliche Wüsten, Wälder und Moräste, wo sie viel Beschwerden ausstanden, kamen sie endlich glücklich in Schekomeko an, wo besagter Missionarius sie mit Freuden in seine Hütte aufnahm. Die auffallenden Beweise von der Kraft des Evangelii, welche der Graf hier sahe und hörte, gereichten ihm zu grosser Aufmunterung. Tages darauf zogen sie in die für sie von Baumrinden zusammengesetzte Wohnung ein; das war dem Grafen, nach seinem eignen Ausdruck, das lieblichste Haus, welches er je bewohnt hatte. Sonderlich war es ihm angenehm, sich mit den vier getauften Indianern zu beschäftigen, und die wechselseitigen Unterredungen, die diese 4 Erstlinge mit ihren wilden Landsleuten bey jeder passenden Gelegenheit veranlaßten, erfüllten sein Herz mit der frohesten Hofnung für die Zukunft.

Un-

Uebrigens wurden während des Aufenthalts des Grafen in Schekomeko folgende Punkte festgesetzt:

1) Da die Bekehrung ganzer Nationen noch zur Zeit, dem Ansehen nach, nicht zu erwarten sey, so haben es die Missionarien besonders darauf anzutragen, daß man Erstlinge, und an diesen recht gegründete Leute bekomme.

2) Die Predigt des Evangelii sey für alle, die Lust zu hören haben; aber taufen sollten sie niemand, bey dem sie nicht ein Leben aus Gott, und einen Herzensglauben an Christum wahrnähmen.

3.) Mit dem heiligen Abendmahl sollten sie noch behutsamer handeln, und niemand dazu nehmen, den sie nicht vorher recht bewährt, u. dessen Wandel sie nicht dem Evangelio würdig erfunden hätten.

4) Von den göttlichen Wahrheiten sollten sie ihnen nach der heiligen Schrift eine deutliche Erkenntniß beyzubringen suchen, doch aber dabey immer dahin sehen, daß in ihrem Herzen dadurch ein lebendiges Gefühl bewirket werde.

Endlich wurde

5) auch beschlossen, daß abermals 6 Wilde, die sich nach der Abwaschung von ihren Sünden herzlich sehnten, getauft werden sollten.

Diesen

Diesen Entschlüssen gemäß wurde in Schekomeko der Anfang zu einer christlichen Gemein-Einrichtung gemacht, die nöthigen Ordnungen vorgelegt und angenommen, und vorerwähnte 4 Erstlinge als Gehülfen gehörig vorgestellt und dazu mit Handauflegung eingesegnet. Hierauf wurden oberwähnte 6 Personen durch den Miss. Rauch getauft. Der vormals wilde Kaubus wurde Timotheus, Kermelok Jonas, Herries Thomas, Abrahams Frau Sarah, Isaaks Frau Rebecka, und Herries Frau Esther genannt. Diese erste von den Brüdern in Nordamerika eingerichtete christliche Indianer-Gemeine bestand demnach in ihrem Anfange aus 10 Personen.

Nach einen beweglichen Abschied reiste der Graf von Zinzendorf mit seiner Gesellschaft nach Bethlehem zurück; that von hier aus noch eine dritte Reise ins Land und returnirte sodann nach Europa.

Drit-

# Dritter Abschnitt.

## Die Mission in Schekomeko erhält mehrere Lehrer. Einweihung der ersten Kirche daselbst.

Mit Ablauf des ersten Jahres nach Einrichtung dieser Indianer-Gemeine, war die Zahl der Getauften bis auf 31 angewachsen.

Martin Mack ward dem Miss. Rauch als Gehülfe beigesetzt, und letzterer wurde in Bethlehem verheirathet, so daß nunmehro die Indianer-Gemeine in Schekomeko von drey Lehrern bedienet wurde, welche ihren Unterhalt mehrentheils mit ihrer Hände Arbeit verdienten, mit dem Fehlenden aber von Bethlehem aus nothdürftig unterstützt wurden.

Ihre eigentlichen Berufsgeschäfte betrieben sie bey mancherley Widerstand und vielen harten Prüfungen unter dem mächtigen Beystande Gottes getrost und unverdrossen.

Die

Die Indianer aus der etwa 5 deutsche Meilen von Schekomeko belegenen Grafschaft Connektikut, besuchten von Zeit zu Zeit zahlreich diesen Gemeinort, und baten flehentlich, daß auch zu ihnen ein Lehrer kommen möchte, der ihnen das süsse Wort von Jesu verkündigte. Der Miss. Mack entschloß sich nebst seiner Frau in dieser Absicht dahin zu gehen, und nahm sein Quartier in Pachgatgoch bey einem Capitain der Wilden, der nebst seiner Familie schon oft mit Nutzen das Wort Gottes gehört hatte. Hier fand sich um eben diese Zeit auch ein englischer Prediger ein, und bewies denen Wilden in einen 2 Stunden langen Vortrag, daß der grosse Gott sehr böse auf sie sey, und sie in die Hölle werfen werde. Die armen Leute, denen ihr sündliches Natur-Verderben nicht mehr ganz unbekannt war, fanden in der Lehre keinen Trost für ihre Seelen, baten daher den Miss. Mack um eine Predigt, u. sagten: Jener Mann predigt nicht wie die in Schekomeko; er hat gar nichts vom Verdienste Jesu gesagt.

Zu der Predigt, die Mack hierauf an eine zahlreiche Versammlung Indianer hielt, fand sich unter andern ein Capitain von Potatik ein. Dieser Mann hegte bisher den festen Vorsatz, alle diejenigen, die ihm etwas

was von Jesu Christo sagen würden, todtschlagen oder erschiessen zu lassen. Viele von den gemeinen Indianern, welche dieses erbösten Mannes Gesinnung kannten, erschracken über dessen unverhofftes Erscheinen und geriethen wegen Macks Sicherheit in die äuserste Verlegenheit. Um so gröſſer war die allgemeine Verwunderung, als dieser erklärte Feind des Evangeliums von Jesu Menschwerdung und Verdienst, bey der Anhörung desselben bis zu Thränen gerührt wurde. Er ließ sich nachher mit dem Missionario in ein besonderes Gespräch ein, bat flehentlich auch ihn baldigst zu besuchen, und wurde nachher ein eifriger Vertheidiger des göttlichen Worts.

Als Martin Mack nach Potakik kam, kehrte er nebst seiner Frau in die erste ihnen aufstossende Hütte ein. Der Indianer vermuthete gleich, daß sie von Schekomeko kämen, und nahm sie sehr liebreich auf. Er erzählte sofort, daß er schon seit geraumer Zeit sehr fleissig in die Kirche gehe. Auf Befragen, was ihm dazu bewogen habe? antwortete er: seine Tochter habe sich auf ihrem Krankenlager gefürchtet, verdammt zu werden und deswegen einen christlichen Prediger begehret, um von ihm Berathung und Trost zu erhalten. Dieser habe sie sehr ernstlich

dahin

dahin angewiesen, daß sie ihr Lebetage nicht mehr am Sonntage arbeiten, nicht stehlen, nicht lügen und dagegen fleissig in die Kirche gehen und beten solle, so werde sie Gott zu Gnaden annehmen! Seine Tochter habe hierauf zu ihm dem Vater gesagt: es sey nun für sie zu spät, diesen Rath zu befolgen, er aber solle doch ja nicht so lange warten, sonst gehe er auch verlohren; sie sey darauf wirklich trostlos gestorben. Dieses sey ihm sehr zu Herzen gegangen, und er befleissige sich seitdem des Guten aus allen Kräften; könne aber dennoch nicht zu völliger Beruhigung seines Herzens gelangen; obschon er die Vorschriften jenes Predigers, den er ebenfalls um Rath gefragt, pünktlich befolgt habe.

Mack fragte ihn hierauf, ob er an Jesum, seinen Erlöser glaube? Antwort: Nein, das kann ich nicht sagen. Das gab Gelegenheit, ihm zu bezeugen, daß, wenn er an Jesum Christum, den alleinigen Mittler zwischen Gott und Menschen, glauben und sich sein Verdienst zueignen lerne, so würde er nicht nur vom Stehlen, Fluchen, Saufen u. dergleichen, sondern auch von dem ganzen Sündendienste frey werden. Er versicherte, so etwas noch nie gehört zu haben, und war sehr froh über diese Auskunft. Er schickte

so-

sogleich Boten aus, die übrigen Indianer herbey zu rufen, und Abends waren sie alle beisammen, thaten viele Fragen und wunderten sich nachher sonderlich darüber, daß Mack und seine Frau es wagten, bey ihnen so getrost zu schlafen und zu essen.

Hier hatte Mack auch starken Besuch von Europäern, die sämmtlich über seinen ruhigen Aufenthalt mitten unter den Wilden voll Erstaunen waren. Bey einem solchen Besuch trat einmal der obgedachte Capitain herein, und sagte zu den anwesenden Europäern, „sie solten sich schämen, daß sie so lange unter ihnen gewesen wären, und ihnen das noch nie gesagt hätten, was sie nun von dem Missionario hörten; er sage ihnen, was er selbst in seinem eigenen Herzen erfahren habe, führe sie auf ihr Herz, wie es darin aussähe, u. träfe es genau, sagte ihnen auch bestimmt, wie sie könnten selig werden. u. s. w." Die Europäer waren darüber voll Bestürzung, und konnten nichts dagegen erwiedern. Mack besuchte auch den in dasiger Gegend sich aufhaltenden Englischen Prediger, der mit der Brüder Arbeit unter den Wilden wohl zufrieden war, und sich selbst äuserte, daß er sich keinen Rath mit ihnen wisse.

Beym Abschied empfahl Mack in einem öffentlichen Gebet diese hofnungsvollen Indianer

dianer der treuen Obhut Gottes, und reiste mit seiner Frau nach Pachgatgoch, wo der Miss. Büttner und der getaufte Indianer Jonathan so eben angekommen waren. Hier wurden bald nach ihrer Ankunft sechs erwachsene Indianer der heiligen Taufe theilhaftig.

Diese sacramentliche Handlung machte um so mehr Eindruck auf die Herzen der Anwesenden, da es die erste an diesem Orte war.

In Schekomeko fanden sich nun von mehrern Orten Deputirte ein, um im Namen ihrer Nation wegen Zusendung eines Lehrers zu bitten. Hierdurch fand sich der Miss. Mack abermals angeregt nach Potatik zu reisen. Diesmal nahm er mehrere getaufte Indianer von Schekomeko mit dahin, unter welchen sich der oft erwähnte Johannes als ein treuer Gehülfe in der Verkündigung des Worts Gottes ganz vorzüglich hervorthat.

Zu einem andern Gehülfen, Namens Gideon, kam eines Tages ein Wilder, hielt ihm eine geladene Flinte vor den Kopf, mit der Drohung: Nun will ich dich erschiessen, weil du immer von Jesum, den Heiland der Sünder redest; hast du was, so behalt es für dich, und beunruhige uns nicht damit.

Gi-

Gideon antwortete: Wenn dirs mein Herr und Heiland nicht erlaubt, so kannst du mich nicht erschiessen, denn seine Kraft übertrift die deinige weit. Der Wilde wurde dadurch so betroffen, daß er seine Flinte weglegte und traurig davon ging. Des andern Tages ward eben dieses Indianers Frau tödtlich krank, worauf er eiligst den Miss. Mack aufsuchte, und ihn flehentlich bat, seiner kranken Frau etwas von Gott zu sagen, weil sie dem Tode sehr nahe sey. Die plötzliche Umänderung dieses gegen Gottes Wort so wüthenden Heiden, machte bey den übrigen einen grossen Eindruck und hatte für die Ausbreitung des Evangeliums unter ihnen, die gesegnetsten Folgen.

Nach einen 14 tägigen Aufenthalt reißte der Missionarius nach Schekomeko zurück. Beim Abschiede versammleten sich seine sämtlichen Zuhörer und waren so gerührt, daß er sich selbst der Thränen nicht enthalten konnte.

In Schekomeko nahm indeß die Indianer Gemeine sowohl an der Zahl der Mitglieder als an innerer Gnade und Erkenntniß der göttlichen Heilswahrheiten merklich zu, nur fehlte ihr noch eine Hauptsache, der Genuß des heiligen Abendmahls, und die Missionarien glaubten nun, unrecht zu thun, wenn

wenn sie dieses grosse, von Jesu Christo seiner ganzen Gemeine vermachte Geschenk, den Gläubigen aus den Indianern noch länger vorenthielten. Sie wählten daher mit reiflicher Ueberlegung 10 Getaufte, die als die ersten des heiligen Abendmahls theilhaftig werden sollten.

Diesen Erstlingen wurde vorher ein kurzer schriftmässiger Unterricht gegeben, sodann seegnete man sie in Gegenwart der übrigen Getauften mit Handauflegung ein, und beging mit diesen kleinen Indianer-Gemeinlein das heilige Abendmahl, nach Christi Einsetzung unter einem herzzerschmelzenden Gefühl der Gnadengegenwart Gottes, welche wichtige Handlung die dabey gegenwärtigen Missionarien, nach ihrem eigenen Bekenntniß nie vergessen werden.

Einige Zeit darauf wurde auch die in Schekomeko von Baumbast erbaute Indianer-Kirche, in Gegenwart einiger Aeltesten der Gemeine zu Bethlehem eingeweihet, und von da an in Absicht auf die Versammlungen eine bessere Ordnung beobachtet, worüber die Indianer eine besondere Freude bezeigten.

Auf oft wiederholtes Bitten zog endlich der Miss. Mack mit seiner Frau nach Pachgatgoch, um sich der dasigen erweckten Indianer

ner anzunehmen, und baute sich daselbst nach Indianischer Art ein eigenes Haus von Baumrinde. Allein, die Erweckung der Indianer machte nunmehro bey den christlichen Nachbarn grosses Aufsehen. Letztere brachten auch einen englischen Prediger auf ihre Seite, welcher durch einen Kirchenältesten den Indianern andeuten ließ, daß sie sich einen Prediger in Neuholland suchen sollten, für dessen Besoldung der dasige Gouverneur schon sorgen würde; die Brüder hätten nicht die rechte Lehre, sie wären Papisten und Landesverräther. Die Widersacher brachten es auch wirklich so weit, daß oftgedachter Mack und zwey ihm just besuchende Missionairs, als angebliche Papisten gefangen genommen und mehrere Tage herumgeschleppt wurden, bis der Gouverneur in Connektikut sie verhörte und wieder in Freiheit setzte. Gleichwohl mußten sie sich für 100 Pfund Sterling verbinden, den Gesetzen des Landes ganz gemäß zu handeln. Da sie nun die Provinzial-Gesetze nicht so ganz genau wußten, so hielten sie es fürs rathsamste, dieser Schlinge auszuweichen, und nach Schekomeko zurück zu gehen. Viele gläubige Indianer zogen ihnen nach, und andere kamen von Zeit zu Zeit dahin zum Besuch. Der obgedachte englische Prediger aber war auch hierüber unzu-

unzufrieden, und sagte zu den Indianern, sie wären nicht klug, daß sie so weit gingen, und sich müde Beine holten; sie sollten nur in seine Predigten kommen; da würde ihnen auch mit etwas Geld geholfen werden. Ein getaufter Indianer aber hatte ihm geantwortet: Um des Geldes willen wollt er seine Worte nicht hören; es sey ihm und seinen Freunden darum zu thun, ihre Seelen zu retten, und daher sey ihnen Schekomeko nicht zu weit, denn sie hörten da Worte des Lebens.

An diesem ersten Indianer-Gemeinorte bestand am Ende des zweiten Jahres, die Zahl der Getauften aus 63 Seelen.

## Vierter Abschnitt.

### Ernstliche Verfolgung der Missionarien sowohl als der Indianer-Gemeine zu Schekomeko.

Bis daher waren die Hindernisse, welche man den Missionarien bey ihrer Arbeit unter den Heiden in den Weg legte, nicht von

nachtheiligen Folgen gewesen; um so eifriger aber trugen es nunmehro die Widersacher derselben darauf an, ihren dasigen Aufenthalt sowohl den heidnischen Nationen als den unter ihnen zerstreut wohnenden Christen auf eine äuserst niedrige Weise verdächtig zu machen.

Diese wiederholte Verläumdungen hatten endlich eine gerichtliche Untersuchung zur Folge. Der Gouverneur in Neuyork, ließ die Missionäre Büttner und Senfemann von Schekomeko, so wie den Miss. Schaw von Bethlehem zur Verantwortung für den dasigen Gerichtshof fordern. Ihr Erscheinen in Neuyork erregte grosses Aufsehen, denn alles war durch die vielen übeln Nachreden gegen sie so aufgebracht, daß niemand anders als von Gefängnis, Geisselung und Landesverweisung mit ihnen sprach. Am nächsten Morgen wurden sie vor dem Gouverneur und dem bey ihm versammleten Rathe jeder einzeln verhört. Die Hauptfragen bestanden darin: Womit sie beweisen könnten, daß sie rechtmässige Lehrer wären? Wer sie geschickt, und was ihres Thuns unter den Indianern sey? Zu Beseitigung dieser Fragen zeigten sie ihren schriftlichen Beruf, nebst Ordinations-Schein vom Bischof David Nitschmann unterschrieben, mit dem Beifügen

gen, daß der Erzbischof von Canterbury die Brüderkirche für eine bischöfliche und apostolische Kirche erkannt habe, und sie also gleich andern Protestanten geduldet zu werden hofften; übrigens bestände der Zweck ihrer Sendung und ihres Thuns lediglich darin: den Heiden das reine Evangelium von Gott und dem vollgültigen Verdienste Jesu Christi zu verkündigen. Hierauf wurde ihnen vorgehalten, wie man sie allgemein für Papisten ausgegeben, und selbst der Englische Prediger von Dover sie schriftlich dafür erkläret habe, und daß sie als solche nicht länger geduldet werden könnten. Ein Mitglied des Raths, Herr Beckmann, nahm nunmehro der Beklagten ihre Parthie, und behauptete mit vieler Wärme, daß der Nutzen, den diese Lehrer unter den Indianern gestiftet, unleugbar sey.

Zuletzt that Büttner folgende Erklärung an den Gouverneur: „Wir stehen unter „Gott und unter der Obrigkeit, der wir uns „nie gewaltsam widersetzen, sondern wie leiden lieber. Uebrigens ist unsre Sache Gottes, dem allhier Menschen Seelen angehören. „Wir sind nur um seinet willen unter die „Wilden gegangen, ihnen das Evangelium „von Jesu Christo zu bringen. Geld und „Gut, Land und dergleichen ist unser Zweck

„nicht

„nicht gewesen, wirds auch nie werden. Inzwischen sind wir entschlossen, lieber alles „zu leiden, als gegen unser Gewissen zu „handeln, und glauben zuversichtlich, daß uns „bey dieser Gesinnung ohne die Zulassung „Gottes, welcher der Herr über aller Men„schen Gewissen ist, nichts widerfahren kön„ne. Euer Excellenz bitten wir demnach aufs „herzlichste, uns in dem gesegneten Werke „der Bekehrung der armen Wilden nicht „zu hindern, und versprechen dagegen Euer „Excellenz allen Gehorsam und Respect, zu „dem wir uns Gewissens wegen verbunden „halten."

Dieser offenherzigen Vorstellung ungeachtet, ward ihnen am folgenden Tage vor der Rathsversammlung bekannt gemacht, daß man fürs beste halte, daß sie das Land räumten, doch sollten sie noch das Endurtheil des Herrn Gouverneurs abwarten. Dieses fiel endlich nach langem Warten dahin aus: Daß sie zwar Erlaubniß hätten, nach Hause zu gehen, sie sollten aber von ihren Religionsgrundsätzen einen solchen Gebrauch machen, daß dadurch fernerhin kein Argwohn gegen sie entstehen möchte. Diesemnach reißten Büttner und Schaw nach Schekomeko, Senfemann aber nach Bethlehem zurück. Erstere aber, der sich der Verkündigung des

Evan-

Evangelii unter den Wilden ganz vorzüglich gewidmet hatte, war durch obgedachte Raths-Resolution zu Neuyork dermaſſen in Betrübniß verſetzt worden, daß ſeine Geſundheit darüber einen ſehr harten Stoß erlitt. Hierzu kam, daß ihm und ſeinen Mitarbeitern einige Zeit darauf von Obrigkeitswegen zugemuthet wurde, einen vorgeſchriebenen Eid zu ſchwören, welches ſie mit ihrer Gewiſſensfreiheit nicht vereinigen zu können glaubten.

In Verfolg dieſer Weigerung ward eine Commiſſion nach Schekomeko geſchickt, welche den Miſſionarien alle öffentlich mit den Indianern zu haltende Verſammlungen, im Namen des Gouvernements zu Neuyork förmlich unterſagte. Sie gehorchten, allein die Indianer ſetzten von nun an die eingeführten Verſammlungen unter ſich ſelbſt fort, und die Verheiſſung Gottes ging dabey auf das kräftigſte in Erfüllung.

Mittlerweile war der Biſchof Spangenberg, dem die Aufſicht über die Anſtalten der Brüder in Nord-Amerika aufgetragen worden, aus Europa in Neuyork angekommen, und ſein erſtes Vornehmen war auf den Beſuch der bedrängten Indianer-Gemeine in Schekomeka gerichtet. Er traf dieſe, durch Verleumdung der Feinde des reinen Evangelii Jeſu Chriſti, in ihren öf-

fent-

sentlichen Gottesverehrungen gestörte Indianer-Gemeine, über die Bedrückung ihrer treuen Lehrer zwar sehr verlegen, übrigens aber in einem erfreulichen Gnadengange, und die Zahl der Getauften hatte sich bis auf 70 vermehrt.

Uebrigens ließ es sich der Bischof Spangenberg sehr angelegen seyn, sowohl die gegenwärtig unterm Druck stehenden Lehrer, als die durch ihren Fleiß und Treue zur Erkenntniß der Wahrheit gebrachten Indianer, zu ausharrender Geduld und gläubiger Zuversicht auf Gottes allmächtigen Beistand zu ermuntern; insonderheit gab er den letztern beim Abschiede noch folgende Ermahnung: „Bleibet dem Herrn unserm Heilande und eurem Taufbunde treu, und wisset, daß er auch die Herzen eurer Widersacher in seiner Hand hat, und mächtig genug ist, euch vor allem Uebel zu bewahren. Sollte man auch eure Lehrer von euch entfernen, so verzagt deshalb nicht, erbauet euch noch fernerhin selbst unter einander mit dem, was ihr durch sie aus Gottes Wort gelernet habt, und seyd auf das gewisseste versichert, Jesus Christus, auf dessen Namen ihr getauft seyd, wird alle eure Versammlungen mit seiner unsichtbaren Gegenwart begnadigen, und euch durch seinen heiligen

Geist,

Geist, so lange ihr lebt, auf dem Wege der Wahrheit leiten."

Vorerwähnte widrige Schicksale hatten jedoch auf die Gesundheit des Miss. Büchner einen so übeln Einfluß, daß er bald darauf in seinem 29sten Lebens- und dritten Dienst-Jahre unter den Wilden, sein Leben endigte. Die Indianer-Gemeine in Schekomeko war über den Verlust dieses treuen Dieners Jesu fast untröstlich, und viele unter ihnen benetzten noch lange nachher seine Grabstätte mit Thränen.

Endlich sahe sich die Mission in Bethlehem genöthigt die übrigen weissen Lehrer von Schekomeko abzurufen. Diese hatten auf ihrer Reise dahin sehr viel Verfolgung und Ungemach zu erfahren. Selbst der Friedensrichter in Sopus erklärte sie öffentlich für Landesverräther, und das gemeine Volk war schon im Begrif sie gröblich zu mißhandeln, als zu ihrem Glück eben noch zu rechter Zeit der Oberste Löwenstein dazu kam, dem Friedensrichter sein Verfahren ernstlich verwieß und diese pilgernde Reisegesellschaft in Freiheit setzte.

Von nun an wurden sowohl die zu Schekomeko als an andern Orten wohnenden getauften Indianer, durch Lehrer von Bethlehem aus, dann und wann besucht und zu

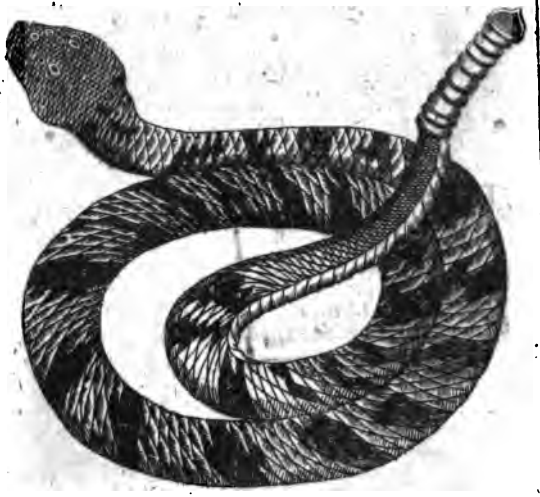
thätt-

thätiger Ausübung der Religionspflichten ermuntert; in der Zwischenzeit aber besorgten die unter ihnen angestellten National-Gehülfen die gottesdienstlichen Versammlungen mit möglichster Treue und Angelegenheit, unternahmen auch wechselsweise öftere Besuche sowohl unter den Delawaren als andern benachbarten Nationen.

Durch diesen Zuspruch wurde ein Delawar aus der Königlichen Familie kräftig gerührt. Er machte in der Folge nebst seiner Frau eine Reise nach Bethlehem. Hier gefiel es ihnen beiderseits so wohl, daß sie um Erlaubniß baten, ihren Wohnort daselbst wählen zu dürfen, weil sie ihrem Vorgeben nach durch ihre grosse Verwandtschaft abgehalten würden, sich zu den wahren Gott zu bekehren.

Nach einiger Zeit wurden diese beiden Erstlinge aus der Delawar-Nation, und zwar aus den sogenannten Königlichen Stamme derselben, auf ihr Verlangen und nach vorhergegangener Prüfung, in Bethlehem getauft und Gottlieb und Maria genannt. Hierdurch nun hielt sich ihre ganze vornehme Familie beschimpft, nahmen diesen Schritt sehr übel auf, sandten deshalb verschiedene mal Deputirte nach Bethlehem u. verlangten, daß Gottlieb und seine Frau sie besuchen möchte. Sie aber fürchten sich, und giengen nicht.

Darauf



Die Klapper. Schlange.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

Darauf beschlossen die Anverwandten, sie mit Gewalt abzuholen. Sie wählten zu dieser furchtbaren Gesandschaft aus ihrer Mitte 36 der streitbarsten Männer. Diese gebärdeten sich bey ihrer Ankunft in Bethlehem ausnehmend wild. Man führte sie aber sogleich in einen grossen Saal, wo sie aufs beste gespeißt und getränkt wurden. Gottlieb und Maria fanden sich inzwischen auch bey der Tafel ein, und mehrere getaufte Indianer und Indianerinnen, welche sich just zum Besuch in Bethlehem befanden, bewillkommten sie aufs allerfreundlichste.

Endlich trat der noch aus Europa daselbst gegenwärtige Bischof Spangenberg von mehrern Dienern der dasigen Gemeine begleitet in den Saal, redete die Gesandschaft in einen mit eben so viel Ernst als Sanftmuth begleiteten Tone freundlich zu Herzen, und versicherte ihnen, wie ihr Besuch allen Anwesenden sehr lieb sey. Ueber diese unerwartete Aufnahme wunderten sie sich sehr, wurden über ihr strenges Vorhaben bedenklich, änderten allmählig ihre finstre Mienen, und wurden zum Theil gesprächig. Sobald die Mahlzeit vorbey war, führte sie Gottlieb und Maria, von andern Indianern begleitet, in das Quartier, das man für sie zurecht gemacht hatte. Hier brachten sie nun-



*Nota:* Die Beschreibung des Kupfers folgt am Schlusse.

mehr ihren Gesandschaftsspruch förmlich an, und sagten zu dem neugetauften Gottlieb: sie hätten mit Erstaunen gehört, daß sie sich hätten taufen lassen, und also Sklaven der weissen Leute geworden wären. Weil sie nun zu ihrer vornehmen Verwandschaft gehörten, so hätten sie sich aus Liebe zu ihnen dieser Gesandschaft unterzogen, um zu sehen und zu hören, wie sich diese Sache verhielte. Gottlieb, dem diese Anrede gerade recht passend war, erwiederte mit einer ganz besondern Freimüthigkeit, wie er vor diesem ein erzgottloser Mensch gewesen und alles Böse geliebt und begangen habe, welches ihnen allen wohl bekannt sey. Da er aber gehört, daß der grosse Gott seinen einigen Sohn, Jesum Christum, darum in die Welt gesandt habe, daß er durch sein vollgültiges Verdienst alle Menschen von der Sünde, vom Tode und von der Gewalt des Teufels erlösen sollte, und daß dieser Weltheiland auch wirklich aus Liebe für uns sein Leben willig lich in den Tod gegeben, damit wir durch gläubige Zueignung dieses grossen Verdienstes hier zeitlich froh und dort ewig selig werden möchten; so habe er auch in seinem Herzen eine unwiderstehliche Neigung verspürt, dieses grossen Glücks theilhaftig zu werden. Diese wichtigen Worte hätte er zuerst

von

von den getauften Indianern in Schekomeko gehört, welche ihn sodann zu ihren Lehrern hieher nach Bethlehem gewiesen hätten.

Hier sey ihm in der Folge auf sein sehnliches Bitten die grosse Gnade wiederfahren, durch die heilige Taufe ein Mitglied der christlichen Gemeine zu werden. Nun fühle er sich erst recht frey, und er sey daher nichts weniger als ein Sklave geworden. Dieser grossen Glückseligkeit der wahren Freiheit von Sünden, und der damit verbundenen gewissen Hofnung einer zukünftigen unendlichen Seeligkeit, könnten auch sie allesamt ganz gewiß theilhaftig werden, wenn sie nur wollten.

Ueber diese Auslassung aber wurde allen anwesenden wilden Männern so bange, daß sie gleich den folgenden Tag in aller Frühe wieder nach Hause reißten, ohne den eigentlichen Zweck ihrer Gesandschaft erreicht zu haben.

Nach einiger Zeit schickte besagte Königliche Familie abermals eine Botschaft an den getauften Gottlieb, mit dem dringenden Gesuch, daß er, weil er so viel von Gott wüßte, zu ihnen kommen und ihnen auch davon erzählen möchte. Erst nach langer Zeit entschloß er sich, dieser wiederholten Einladung Folge zu leisten; als er end-

lich zu ihnen kam, und sie ihn fragten, warum er nicht eher gekommen wäre? sagte er: Ihr wißt, wenn ein Kind erst geboren ist, so kann es nicht reden; so ein neugebornes Kind im Christenthume bin ich gewesen, und darum konnte ich euch noch nichts sagen; nun aber bin ich gekommen, um euch zu erzählen, was der grosse Gott durch seines heiligen Geistes Gnadenwirkungen an meiner Seele gethan hat. Er that hierauf eine rührende Ermahnung an sie alle, und bewieß durch sein eigen Beispiel, wie auch der roheste Heide durch eine wahre Bekehrung zu Gott, der Vergebung aller seiner begangenen Sünden gewiß, und durch den Glauben an Jesu Verdienst, ein Miterbe der ewigen Seligkeit werden könne. Diese Worte wurden nicht nur von allen seinen Freunden mit Aufmerksamkeit angehört und bewundert, sondern hatten insonderheit bey seinen leiblichen Bruder eine baldige und gründliche Erweckung und Bekehrung zur Folge, welcher auch einige Zeit nachher zu seiner grossen Freude in Bethlehem getauft und Joachim genannt wurde.

Die Gemeine in Schekomeko, welche schon seit geraumer Zeit keinen europäischen Lehrer mehr unter sich hatte, wurde von ihren Feinden durch wiederholte Verleumdungen so

heftig

heftig verfolgt, daß sie sich endlich genöthigt sahen, bey der Gemeine in Bethlehem um Schutz und Aufnahme nachzusuchen. Diese verwendete sich desfalls bey ihrer Obrigkeit, und die Niederlassung der Indianer-Gemeine von Schekomeko in der Nähe von Bethlehem wurde genehmigt, worauf sie sich daselbst nach und nach anbaueten, bis auf einige Familien, die aus Besorgniß wegen ihres äussern Durchkommens in Schekomeko zurückblieben, und ihre Geistesgemeinschaft durch wiederholte Besuche in Bethlehem unterhielten.

Da aber dieser Anbau nicht auf lange Dauer, sondern blos als eine Hülfe in der Noth unternommen werden konnte; so kaufte die Gemeine in Bethlehem ein Stück Land, das 200 Acker groß und am Lechaflusse gelegen war. Auf diesen Platz baute sich in der Folge jene Gemeine nach und nach an, wohin auch die in Schekomeko zurück gebliebenen Indianer-Familien sich wendeten. Sobald dieser Anbau gänzlich vollendet war, erhielt die Indianer-Gemeine, von Bethlehem aus, ihren eigenen Lehrer, und der neue Gemeinort wurde Gnadenhütten genannt.

Ein-

## Einrichtung der Gemeine in Gnadenhütten.

## Anlegung eines Missionspostens in Schomokin.

## Cammerhofs beschwerliche Reise dahin.

Solchergestalt war nunmehro die Indianergemeine in Gnadenhütten wieder ordentlich eingerichtet, und das heilige Abendmahl mit den Communicanten unter ihnen für gewöhnlich alle vier Wochen gehalten. Dem Miss. Rauch war auch noch ein Gehülfe beygesetzt worden, und beide liessen es sich von ganzem Herzen angelegen seyn, in der Seelenpflege an jeder Person Treue zu beweisen, und dieselbe unter der Leitung des heiligen Geistes mit Liebe, Weisheit und Geduld zu besorgen. Eben so suchten sie die Indianischen Gehülfen mit den rechten Ideen und Bibelprincipiis immer bekannter zu machen, und waren dabey unablässig bemüht,

diese

diese ihnen unentbehrliche Gehülfen beständig in Liebe, Einigkeit und Harmonie zu erhalten, um desto besser das Wohl der Gemeine durch sie zu befördern, und Schaden zu verhüten.

Da nun die Vorsteher der Gemeine zu Bethlehem sahen, daß Gott bey allem Widerstande der Feinde dennoch ihre mühselige Arbeit unter den Indianern auf so mancherley Weise reichlich segnete, so wurde ihr Trieb, das Evangelium noch weiter auszubreiten, immer stärker. Besonders aber lagen ihnen die Sechs Nationen oder Irokesen am Herzen. In dieser Hinsicht unternahm der Miss. Mack mit seiner Frau eine Reise nach Schomokin, welche mit vieler Lebensgefahr verbunden war. Er wandte sich zuförderst an die dasigen Oberhäupter oder den grossen Rath der Irokesen-Nation, um von ihnen zu vernehmen, ob sie einen weissen Lehrer unter sich aufnehmen wollten, und mit welchem Neben-Gewerbe sich ein solcher wohl am besten in ihrem Lande durchbringen könne? Ihre einstimmige Erklärung ging dahin, daß sie einen Schmidt unter sich zu haben wünschten. Dieses wurde bey Macks Zurückkunft zu Bethlehem in nähere Ueberlegung genommen, und resolvirt, daß zwey Brüder nach Schomokin reisen und eine

Schmie-

Schmiedewerkstatt daselbst erbauen sollten. Sobald dieses glücklich vollendet war, so reißte der Bruder Anton Schmidt nebst seiner Frau nach Schomokin, um der neuerbauten Schmiede vorzustehen. Die Aufsicht über diesen neuen Missionsposten, wurde dem Miss. Mack übertragen, welcher bald mit seiner Frau dahin abreißte.

Bey ihrer Ankunft daselbst wurden sie über die daßigen so häufig im Schwange gehenden Greuel in die äußerste Verlegenheit gesetzt. Unter andern rührete sie gar sehr der Jammer einer Mahikanderin, die schon ein Kind durch Gift verloren, und nun den Schmerz hatte, daß auch ihr letztes vierjähriges Kind durch einen Bösewicht auf gleiche Weise war hingerichtet worden. Ihr lautes Weinen bey dem Grabe und ihr oft wiederholter Gesang: „der Zauberer hat mir mein Kind umgebracht! Ach, mein Kind hat mir der Zauberer umgebracht!“ — war nicht ohne inniges Mitleid anzuhören. Die hierüber von wehmüthiger Theilnahme durchdrungene Frau Mackin suchte sie daher mit Jesu Christo, dem besten Freunde und Tröster in der Noth, bekannt zu machen. Bey dieser Unterredung fragte die betrübte Mutter mit grosser Angelegenheit: Glaubst du denn, daß meine Kinder bey einem Gott sind?

N. 23. pag. 64.

Ach mein Kind, mein Kind!

Schmiedewerkstatt daselbst erbauen sollten. Sobald dieses glücklich vollendet war, so reißte der Bruder Anton Schmidt nebst seiner Frau nach Schomokin, um der neuerbauten Schmiede vorzustehen. Die Aufsicht über diesen neuen Missionsposten, wurde dem Miss. Mack übertragen, welcher bald mit seiner Frau dahin abreißte.

Bey ihrer Ankunft daselbst wurden sie über die dasigen so häufig im Schwange gehenden Greuel in die äuserste Verlegenheit gesetzt. Unter andern rührte sie gar sehr der Jammer einer Mahikanderin, die schon ein Kind durch Gift verloren, und nun den Schmerz hatte, daß auch ihr letztes vierjähriges Kind durch einen Bösewicht auf gleiche Weise war hingerichtet worden. Ihr lautes Weinen bey dem Grabe und ihr oftwiederholter Gesang: „der Zauberer hat mir mein Kind umgebracht! Ach, mein Kind hat mir der Zauberer umgebracht!" — war nicht ohne inniges Mitleid anzuhören. Die hierüber von wehmüthiger Theilnahme durchdrungene Frau Mackin suchte sie daher mit Jesu Christo, dem besten Freunde und Tröster in der Noth, bekannt zu machen. Bey dieser Unterredung fragte die betrübte Mutter mit grosser Angelegenheit: Glaubst du denn, daß meine Kinder bey unserm Gott

sind?

N. 3. pag. 64.

Ach mein Kind, mein Kind!

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

sind? Ja, antwortete die Mackin, das glaube ich, weil unser Gott die Kinder sehr lieb hat; und wenn du unsern Gott kennen lernst, so wirst du deine Kinder dereinst bey ihm finden, denn unser Gott ist auch dein Gott, u. s. w. Dieser herzliche Zuspruch hatte erst in der Folge eine gesegnete Wirkung sowohl auf die Frau als auf ihren Mann. Einige Zeit darauf unternahm auch der Bischof Cammerhof eine Reise nach Schomokin, die aber so äuserst beschwerlich und mit so oftmaliger Lebensgefahr verknüpft war, daß man die nähere Beschreibung davon nicht ohne Schauder lesen kann.

## Synodus der Brüder in Quitopehill.

## Vermischte Nachrichten.

Bald nach Cammerhofs Rückkunft von Schomokin ward in Quitopehill ein Synodus gehalten, auf welchen man in Betreff

der

her Amerikanischen Indianer vornemlich folgende Grundsätze erneuerte:

1.) Daß sich die Brüder nicht berufen glaubten, ganze heidnische Nationen zu taufen, indem es besser sey, eine einzige Seele aus den Heiden zu gewinnen, die wirklich an Jesum Christum glaubt und solches mit der That beweiset, als Hunderte und Tausende zu haben, die nur die Form der Christen annehmen und sich daran genügen lassen.

2.) Daß man sich durch die viele Gefahr und Beschwerden, womit der Dienst unter den Heiden verbunden ist, nicht abschrecken lassen, sondern immer vor Augen haben müsse, wie unser Heiland um unsertwillen weder Noth noch Tod scheuete und nicht ruhte, bis er sein Werk vollbracht hatte. Und wenn man mit Anstrengung aller Leibes- und Seelenkräfte nicht mehr ausrichte, als daß man eine einzige Seele Gott zuführe, so sey das eine sehr reichliche Belohnung.

3.) Daß man den Heiden immer nichts anders als das einfältige Evangelium von Jesu Christo zu predigen, und so oft zu wiederholen habe, bis ihre Herzen durch die Erleuchtung des heiligen Geistes entzündet werden, indem man veste überzeugt sey, daß nur allein das Wort von Jesu Versöhnung die Kraft Gottes ist, die den Sünder aus der Finsternis zum Lichte zu bringen und ihn gründlich zu ändern vermag.

4.) Daß den Missionarien niemand zu schlecht und verdorben seyn sollte, sondern daß sie jederzeit auch den elendesten Heiden, der ihnen vorkäme, als einen Menschen zu betrachten hätten, dem sie die Gnade Jesu getrost anbieten dürften.

Den letzten Satz in Ausübung zu bringen, zeigte sich bald nachher eine ganz besonders passende Gelegenheit: Eine liederliche Indianerin kam, unter dem Vorwand einer guten Absicht, nach Gnadenhütten, und suchte verschiedene getaufte Indianer zu verführen. Nachdem man gewisse Anzeige davon erhalten, wurde sie vor die Conferenz der Nationalgehülfen beschieden, und ihr angedeutet, daß dieser Ort nur für solche In-

diener sey, die der Sünde und des Dienstes des Satans müde wären und sich durch Gottes Gnade gerne wollten helfen lassen; dazu wäre Rath auch für die ärgsten Huren, Mörder und Diebe, weil Gott auch um ihretwillen seinen eingebornen Sohn in die Welt gesandt, und dieser Gottmensch, um sie von aller Sünde zu erlösen, Sein Blut vergossen und sein Leben gelassen habe. Solche Indianer nun, die sich dieses frohe Evangelium gerne zu nutze machen wolten, wären ihnen allemal willkommen; für alle andre aber wäre Gnadenhütten kein Aufenthaltsort, weil sie hier ihres gleichen nicht fänden, und um deswillen gäbe man ihr den Rath, sich sobald als möglich zu entfernen. Gleichwohl sollte sie wissen, daß wenn sie einmal anders Sinnes würde, man sie mit Freuden aufnehmen würde, eher aber nicht.

Schon beim ersten Anblick dieser ehrwürdigen Versammlung fing sie an zu zittern, und während dem Vortrage, dergleichen sie noch nie gehört hatte, bewies sie deutlich, daß ihr eignes Gewissen sie verdammte. Sie trat mit Thränen ab, und verließ sogleich den Ort.

Nach

Nach einem Jahre hatten die Bewohner von Gnadenhütten die Freude, diese arme Person aus ihrer Sklaverey der Sünde errettet zu sehen. Ein Indianer, den sie zum Manne bekommen, und dem bey einer Schlägerey die Nase abgebissen wurde, kam durch diesen schmerzlichen Zufall zum heilsamen Nachdenken über sich selbst, und als er durch seine Frau an die Brüder erinnert ward, gingen sie beide erst nach Bethlehem und sodann nach Gnadenhütten, um, wie sie sagten, den Gott kennen zu lernen, der durch Seines einigen Sohnes Blutvergiessen und Tod auch die Indianer von allen Strafen der Sünde erlöset hätte, und beide wurden in der Folge an Christum gläubig und getauft mit Namen Daniel und Ruth.

Dahingegen hatten die Missionarien auch mehrmalen Ursache, sich herzlich zu betrüben, wenn Mitglieder der Indianer-Gemeine sich wieder zum Dienst der Sünde verleiten liessen. Indeß gingen sie solchen gleichsam von der Heerde verirrten Schaafen mit unermüdeter Treue und Geduld so lange nach, bis sie wieder zur Gemeine zurückkehrten. Die Erfahrung hat mehrmalen die wichtige Bemerkung bestätigt, daß just solche abtrünnig gewordene Indianer, wenn sie der Stimme des heiligen Geistes in ihrem Herzen

wie-

wieder Gehör gaben, hintennach die treuesten Anhänger der christlichen Religion geblieben sind. Nur ein Beispiel dieser Art hier wörtlich anzuführen, so erklärte sich, bey einer gewissen Gelegenheit, ein readmittirter Indianer folgendermassen: „Ich bin heute mit einem Boot über die Lecha gefahren, und wurde von dem starken Strom sehr weit hinunter getrieben, war auch in Gefahr umgeworfen zu werden. Da dachte ich, gerade so gehts denen Menschen in der Welt, die keinen Heiland aus Erfahrung kennen gelernt haben; sie werden von allen verderblichen Neigungen zur Sünde hingerissen, ohne sich helfen zu können, und sind in Gefahr, in der Sünde umzukommen; sobald aber der starke Heiland unser Herz einnimmt und wir uns durch seinen heiligen Geist regieren lassen, so ist man nicht mehr so unvermögend, der Sünde und den Verführungen der Welt zu widerstehen, u. s. w."

Um diese Zeit unternahm auch Johannes von Watteville eine Reise nach Nordamerika, und erneuerte unter andern in Schomokin mit dem Chief der Sechs Nationen den Contrakt, den sein Schwiegervater, der Herr Graf von Zinzendorf, ehedem mit den Irokesen abgeschlossen hatte, überreichte

reichte ihm das von demselben mitgebrachte Geschenk, und bekam darauf folgenden Bescheid: „Die Sechs Nationen, seine Brüder, liessen ihn als ihren Bruder grüssen und versichern, daß sie ihn sehr lieb hätten.“

Von hier reißte besagter Johannes von Wattewille zur Visitation nach St. Thomas, und hatte bey seiner Rückkehr in Bethlehem das seltene Vergnügen, getaufte Heiden aus drey verschiedenen Nationen und aus sehr weit von einander entfernten Weltgegenden bey einander zu sehen, nämlich: einen Arawacken-Knaben und eine junge Indianerin, welche in Suriname unterm 6ten Grade wohnen, ingleichen drey gläubige Grönländer, so ihre Heimath unterm 65sten Grade haben und endlich die aus Mahikander und Delawaren bestehende Indianer-Gemeine zu Bethlehem unterm 41sten Grade; mit welchen sich derselbe in einer besonders dazu bestimmten Versammlung, zum bleibenden Eindruck aller Anwesenden sehr liebreich und zweckmässig unterhielt.

Je mehr sich nun das Wort Gottes unter den Indianer-Nationen ausbreitete, desto eifriger waren die Feinde desselben bemühet, allerley schwarze Verläumdungen wider die getauften Indianer und deren Leh-

rer

ger auszustreuen. Bey diesen widrigen Verhältnissen, ließ sich mancher von der Indianergemeine, der nicht recht gegründet war, irre leiten und ging wenigstens auf eine Zeitlang ins Heidenthum zurück; und die Widersacher des Reichs Gottes würden auch wahrscheinlich noch weit mehr Unheil angerichtet haben, wenn nicht obgedachter Chief der Irokesen, welcher bey seiner Taufe den Namen Augustus erhalten hatte, ein im Glauben an Gott starker und dabey sehr verständiger Mann gewesen wäre, der die Gläubigen an seinem Orte über alles gehörig bedeuten konnte. Dieser erste Befehlshaber der zahlreichen sechs Nationen vertheidigte bey allen ausgestreuten Lästerungen die Mission auf das kräftigste, und drückte sich für gewöhnlich so aus: „Ich kenne die Brüder und ihr Herz, und wenn ich auch was widriges und verdächtiges zu hören bekomme, so will ich es nicht mehr glauben, bis ich selbst hingehen, mit den Brüdern reden und sie frag n kann, wie sich die Sache verhält, und darnach will ich mich richten, weil ich gar wohl weiß und einsehe, daß der Satan mir und meinen Leuten die Seligkeit der Christen nicht gönnt, sondern auf allerhand Art uns durch seinen Anhang Schaden zu thun suchet.

Bischoff

# Bischoff Cammerhofs und David Zeisbergers Reise nach Onondago.

Eine der merkwürdigsten Begebenheiten für den weitern Fortgang der Mission in Nordamerika, war die Reise, welche der Bischof Cammerhof mit dem Miss. David Zeisberger unter die Irokesen nach Onondago, den eigentlichen Hauptsitz des grossen Raths der Sechs Nationen, zu unternehmen wagte. Sie hatten zu diesem äuserst wichtigen Vorhaben von dem Gouverneur in Pensylvanien, einen Paß und Empfehlung an sämmtliche Unterobrigkeiten erhalten, und wurden diesem zu Folge überall von den weissen Landesbewohnern möglichst unterstützt. 150 Englische Meilen machten sie unter mancherley Beschwerden auf den Susquehannah-Flusse, an dessen Ufer sie jeden Abend eine Hütte von Baumbaß zu ihrer

Nachtherberge erbauten. Nunmehr setzten sie ihren Weg zu Lande fort, und hatten fast täglich mit unüberwindlich scheinenden Hindernissen zu kämpfen. Endlich erreichten sie Onondago, die Hauptstadt der Irokesen, die in einer überaus angenehmen und fruchtbaren Gegend liegt, und aus 5 kleinen Städten besteht, durch welche die Zinochsaa fliesset. Hier kehrten sie bey dem vornehmsten Chief Ganassateko ein, der sie liebreich aufnahm und beherbergte.

Nachdem nun Cammerhof und Zeisberger sich gehörig gemeldet hatten, wurden sie von dem grossen Rathe, der damals aus 26 meistens alten Männern von ehrwürdigem Ansehen bestand, als Gesandte der Brüdergemeine diesseits und jenseits des grossen Salzwassers, auf das feyerlichste bewillkommt, und sodann ihr Anbringen in reifliche Ueberlegung genommen. Es war eine sehr lange Unterhandlung, wobey ihnen gar viele Fragen zur Beantwortung vorgelegt wurden, die alle mit Belts und Fathoms of Wampom bekräftigt werden mußten. Cammerhof that dabey den Vortrag, Zeisberger, der gut Maquaisch sprechen konnte, übersetzte seine Worte, und auf Seiten des Raths war Ganassatteko der Mann, der ihnen den Sinn desselben zu eröffnen hatte. Da aber die meh-

mehresten Glieder des Raths dann und wann ins Saufen geriethen, so wurde dadurch jedesmal die Verhandlung unterbrochen.

Bey diesen vorauszusehenden Aufenthalt entschlossen sich die beiden Pilger, mit Bewilligung des grossen Raths, eine Reise ins Land der Kajuger und Senneker bis Zaneschio, der Hauptstadt der letztern zu thun, womit sie beinahe 3. Wochen zubrachten. Ihr Zweck war ebenfalls, zu versuchen, ob sie in dieser Gegend offene Ohren für das Evangelium Jesu finden könnten.

Dies war aber eine der schrecklichsten Reisen. Der Bewahrung Gottes hatten sie es lediglich zu verdanken, daß sie mit dem Leben davon kamen. Mit diesem fürchterlichen ganz dem Trunke ergebenen Volke, konnten sie beynahe nicht ein vernünftiges Wort sprechen, und sonderlich zeichneten sich dabey die Weiber der Seneker aus, welche in der Besoffenheit gleichsam rasend um sie her stürmten und ihnen den Kopf zu spalten drohten.

Bey ihrer Rückkunft nach Onandago fanden sie, daß Ganassateko mit ihren Anliegen bey dem grossen Rathe, noch nicht weiter gekommen war. Sie griffen also selbst die Sachen nochmals ernstlich an, und waren

ren so glücklich, daß sie sogleich am folgenden Tage mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten die Resolution erhielten: " daß die Irokesen, und die Brüder diesseits und jenseits des grossen Salzwassers Brüder seyn und bleiben, und dieser Bund nie getrennt noch zerrissen werden, auch 2 Brüder Erlaubniß haben sollten, in Onondago oder einer andern Hauptstadt des Landes der Irokesen zu wohnen, um ihre Sprache recht vollkommen zu erlernen."

Herzlich froh und dankbar für die Hülfe des Herrn traten diese Pilger ihre Rükreise nach Bethlehem sogleich an, nachdem sie aufs neue mehr als 300 deutsche Meilen unter lauter Indianern zurück gelegt hatten.

Ihre glückliche Ankunft verursachte bey der ganzen Gemeine um so mehr Freude, je allgemeiner die Besorgniß wegen ihrer Erhaltung gewesen war.

Indeß hatten doch die Körperkräfte des Bischof Cammerhofs auf dieser äuserst gefahrvollen Reise so merklich gelitten, daß er sich nie wieder ganz erholen konnte, und einige Zeit darauf seine thätige Laufbahn hienieden durch den Tod endigte, welcher grosse Verlust für die ganze Mission in Nordamerika, sowohl von weissen als braunen Christen sehr bedauert wurde. Diesem wür-

digen

digen Apostel schien nie eine Mühe und Arbeit, zu hart, u. keine Gefahr zu furchtbar zu seyn wenn er nur Seelen der verfinsterten Heiden von den göttlichen Heilswahrheiten überzeugen und für seinen Herrn und Heyland gewinnen konnte.

## Der Bischof Spangenberg kommt abermals nach Nordamerika.

## Fernerweite Gesandtschaft von Seiten der Nantikoks und Schawanosen.

Spangenbergs Wiederkunft war für die Indianergemeinen sehr heilsam, denn er war mit dem ersten Entstehen derselben aufs genaueste bekannt, hatte gegen sie ein väterliches Herz, wuste sie mit weisheit, Geduld und liebreichen Ernst ihrem Charakter gemäß zu behandeln, und war also auch im Stan-

de,

de, denen Missionarien bey ihrem Dienste den besten Rath zu ertheilen.

Er ließ daher sein erstes seyn, letztere zu ermuntern, und verband sich aufs neue mit ihnen aller Schwierigkeiten ungeachtet, dem Herrn über Leben und Tod mit Freuden muthig zu dienen. Hierauf unterzog er sich der mühsammen Arbeit, alle Mitglieder sämmtlicher Indianergemeinen einzeln zu sprechen, und jede Seele zum treuen Ausharren im Gebet zu Gott und Glauben an Jesum zu ermuntern.

Die Gesandtschaft, welche die Nantikoks und Schawanosen dismal nach Gnadenhütten abschickten, bestand mit Weiber und Kinder aus 107 Personen. Die Verhandlung war nach Indianischer Art mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten verbunden, und das abzuschlüssende Bündniß wurde mit wechselseitiger Ausantwortung derer Strings of Wampom bekräftiget, welches in Gegenwart der Gesandten nebst ihrer Begleitung, einer, und der Indianer Gemeine und deren Lehrer, anderer Seits auf einer Anhöhe unter freiem Himmel statt hatte, und wenigstens vier Stunden dauerte.

Der obgedachten Abrede gemäß, welche der verstorbene Bischof Cammerhof mit den Oberhäuptern der Irokesen in Onondago genommen

nommen hatte, reißten nunmehro die Miss. David Zeisberger und Gottfried Rundt dahin ab, fanden gute Aufnahme, und bekamen in dem Hause des ersten Chefs ihre Wohnung. Von da aus besuchten sie im Lande der Tuskarores und der Cajuger; im letztern aber fanden sie von Seiten der weissen Leute starken Widerstand, insonderheit wurden sie von einem Rumhändler so gemißhandelt, daß die Indianer mit Gewalt dessen Wuth Einhalt thun mußten. Gern hätten sie sich sogleich aus diesem Lande entfernt, wenn sie nicht die eintretende Nacht daran behinderte. Ein bejahrter Indianer, der jene Mißhandlung mit angesehen hatte und ihre Verlegenheit bemerkte, bot ihnen in seinem Hause Schuz und Nachtherberge an, welches sie froh annahmen.

Der boshafte Rumhändler bekam hiervon Nachricht, gab einigen Indianern umsonst so viel Rum zu trinken, daß sie davon ziemlich berauscht wurden, um sie gegen besagte Missionarien desto leichter aufwiegeln zu können. Als ihm dieses gelungen war, ging er mit ihnen zu dem Hause, wo jene herbergten. Hier forderten sie von dem Wirth die beiden Fremden, welche sie böse Menschen und Verführer der Indianer hiessen. Der Wirth aber versetzte hierauf:

Ihr

Ihr irret euch sehr an diesen Menschen; ich habe lange mit ihnen gesprochen, und nichts Böses von ihnen gesehen noch gehöret. Sie ruhen jetzt sanft unter meinem Dache, da will ich sie schützen, und kein Mensch soll ihnen was zu Leide thun. Des andern Morgens noch vor Tages Anbruch führte dieser gute Wirth seine Gäste zu Wasser ein grosses Stück des Weges, wo sie hin wolten, sagte ihnen aber nichts von der Gefahr, in welcher sie gewesen waren. Dieser brave Heide bekehrte sich in der Folge zu Gott, da man denn diese Geschichte erst von ihm erfuhr.

Obbesagte Missionarien waren demnach sehr dankbar, als sie ihren Interimsposten zu Onondago wieder glücklich erreicht hatten, konnten es aber in ihrer dasigen Wohnung wegen des beständigen Saufens der Chiefs nicht lange aushalten, sondern baten um Erlaubnis, für sich ein apartes Häuschen aufbauen zu dürfen, welches man ihnen auch gern verstattete.

So hofnungsvoll bis daher die Aussicht für die weitere Ausbreitung des Evangelii unter diesen verschiedenen heidnischen Nationen auch war, indem sich an sehr vielen Orten kleinere Gemeinen gesammlet hatten, die von Zeit zu Zeit von ihren Lehrern besuche wurden; eben so ein trauriger Zeitpunkt trat nunmehro ein.

## Plötzlicher Ausbruch eines Wildenkrieges, während welchem 11 Personen von den Missionarien ermordet worden.

Unter den vorher genannten heidnischen Nationen entstanden unangenehme Mißhelligkeiten, welche gar bald einen sehr traurigen Wildenkrig zur Folge hatten. In dieser furchtbaren Hinsicht verlangten die Iryksen, daß alle ihre Bundesgenossen, welche in Gnadenhütten oder in andern Gemeinorten zerstreut wohnten, diese Plätze verlassen und sich, um ihrer Sicherheit willen, wieder mehr an sie anschliessen sollten, trugen auch einigen Indianern, welche schon vor ihrer Taufe unter ihnen in besondrer Achtung standen, Chefs- oder Capitäns-Stellen an.

Dis Anerbieten solcher Ehrenstellen, welche insonderheit zu der Zeit, wenn eine Nation sich zum Kriege rüstet, mit der größten Würde verbunden sind, fand allerdings bey mehrern getauften Indianern Eingang, und bey

wirkte die üble Folge, daß durch das Weg
ziehen einiger angesehenen National-Gehil
fen aus der Mitte ihrer getauften Mitbrüder,
der übrige Theil der Indianergemeinen mit
Furcht und Zweifel erfüllt wurde! wozu den
auch die wiederholt drohende Aufforderung der
heidnischen Oberhäupter nicht wenig beytrug.

So schickten z. B. die Schawanosen an
die Indianergemeine zu Gnadenhütten einen
ihrer Chiefs mit folgender Botschaft: Das
grosse Haupt (der grosse Rath der Irokesen:)
rede die Wahrheit, und lüge nicht; freue sich
zwar, daß ein Theil der Einwohner den an
sie ergangenen grossen Ruf befolgt und be-
reits nach Wajomick gezogen; hebe aber auch
hiermit die übrigen Mahikander und Dela-
waren auf, und setze sie in Wajomick nieder,
daselbst sey ein Feuer für sie angemacht,
und dort sollten sie pflanzen und an Gott
denken; wollten sie aber nicht hören wollten, so
würde das grosse Haupt ihnen die Ohren mit
einen glühenden Eisen reinigen, das ist: ihre
Häuser in Brand stecken und ihnen Kugeln
durch den Kopf jagen.

Je mehr nun die Einwohner von Gna-
denhütten den Inhalt dieser Botschaft über-
dachten, desto unentschlossener wurden sie in
Betreff der Befolgung deffelben, zumal, da
sich die Nachricht verbreitete, daß jene Bot-

schaft

schaft nicht vom grossen Rathe der Irokesen, sondern blos von einer dieser verbündeten Sechs Nationen abgesendet worden sey.

Die Lehrer dieser aus verschiedenen Nationen gesammelten Indianer-Gemeine, geriethen bey diesen bedenklichen Umständen allerdings in die gröste Verlegenheit, so oft sie von ihren Pflegbefohlenen zu Rathe gezogen wurden. Sie communicirten in dieser Hinsicht mit dem Collegio der Aeltesten in Bethlehem, und erhielten von daher die Weisung, daß sie einem jeden Mitgliede ihrer Indianergemeine das Wegziehen oder Dableiben gänzlich zur freien Wahl überlassen sollten. Der Miss. Rauch ließ hierauf die ganze Indianer-Gemeine zusammen berufen, schilderte ihnen in Gegenwart seiner Mitarbeiter die gegenwärtige Zeit der Versuchung als äuserst gefahrvoll und wieß sie an, der ihnen zu Theil gewordenen Gnade Gottes sich stets würdig zu betragen; worauf er mit der ganzen Gemeine auf die Knie fiel und sie der allermächtigen Hand Gottes zur gnädigen Bewahrung empfahl.

Bey den mehresten that diese herzliche Anrede eine gute Wirkung. Einige aber liessen sich doch zu sehr von der Furcht hinreissen und entfernten sich zu ihrem eignen Nachtheil von Gnadenhütten.

Nach einigen Monathen kam obgedachter Chief abermals als Abgesandter des grossen Raths nach Bethlehem, mit eben der Botschaft die oben wörtlich aufgeführt worden ist. Er hatte dismal ein ansehnliches Gefolge bey sich, worunter auch seine Frau befindlich war. Letztere hatte in Bethlehem zum ersten mal Gelegenheit das Evangelium Jesu predigen zu hören, und wurde dabey so mächtig durch die Gnade Gottes gerührt, daß sie ihren Mann flehentlich bat, noch einige Zeit daselbst zu verweilen. Auch dieser sonst so rohe Mann, hörte dismal das Wort Gottes mit besondern Eindruck verkündigen, und versäumte keine Gelegenheit dazu. Seinen Gesandschaftsauftrag besorgte er blos Buchstäblich, und war mit der ihm von Seiten der Indianergemeine ertheilten Antwort wohl zufrieden. Als endlich seine Frau den sehnlichen Wunsch, getauft zu werden, äußerte und er deshalb befragt wurde, so bewilligte er diesen nicht nur gern, sondern bat auch, daß solches noch vor seiner Abreise geschehen möchte, und wohnte selbst mit vieler Bewegung der Versammlung bey, in welcher sie vom Bischof Spangenburg unter einem durchdringenden Gefühl der Gnadengegenwart Gottes getauft wurde. Tags darauf trat diese Neugetaufte mit ihrem Manne und übrigem Gefolge die Rückreise an.

Nun schien es wieder etwas ruhig zu werden. Die Missionarien bedienten die an verschiedenen Orten zerstreut wohnenden Indianer mit Wort und Sacrament, und liessen sichs möglichst angelegen seyn, das Wort Gottes auch unter den Wilden mehr auszubreiten. Bey einer Reise nach Neskopeko erfuhren zwey von ihnen eine ganz augenscheinliche Bewahrung Gottes. Etliche Indianer daselbst, denen die Verkündigung des Evangeliums zuwider war, vereinigten sich, diese Lehrer auf ihrer Rückreise aus dem Wege zu schaffen, lauerten ihnen deswegen auf dem Wege auf, den sie gehen mußten, um sie zu erschlagen oder zu erschiessen; diese aber verfehlten zufällig des rechten Weges, und entkamen dadurch glücklich der ihnen drohenden Gefahr.

Dieser anscheinende Ruhestand verwandelte sich aber plötzlich in Furcht, Schrecken und unbeschreibliche Noth, sowohl für die getauften Indianer als deren Lehrer, indem der schon längst in Gährung gewesene Wilden-krieg auf einmal losbrach, und viele Gegenden, insonderheit aber ganz Pensylvanien in die äuserste Angst und Verwirrung stürzte.

Unter den Kriegern selbst herrschte ein wüthender Partheygeist, dem nichts als übermächtige Gewalt Schranken setzen konnte.

Eine

Eine deutsche Meile von Schomokin ge-
schahe die erste Mordbrennerey, woselbst die
wilden Krieger auf einmal 6 Plantagen
überfielen, plünderten, verbranten und die
Eigenthümer derselben, 14 an der Zahl, er-
mordeten. Hierdurch geriethen die drey zu
Schomokin wohnenden Missionarien in die
größte Lebensgefahr, und wußten nicht wo
sie Sicherheit suchen sollten, weil alle Gegen-
den mit Kriegerhorden umgeben waren. End-
lich nahmen sie ihre Zuflucht nach Bethle-
hem, nachdem sie sich mit der dasigen In-
dianergemeine wehmüthig verabschiedet und
dieselbe der gnädigen Obhut Gottes so wie
der treuen Berathung ihrer eigenen Nati-
onal-Gehülfen angelegentlichst empfohlen
hatten.

Täglich erhielt man Nachrichten von neu-
en Grausamkeiten, die bald hie bald da von
den Wilden verübt worden. Das ganze
Land war in Aufruhr, und die weissen Leu-
te wußten nicht, was sie anfangen sollten.
Einige flohen nach Osten, andere nach We-
sten, und viele suchten da ihre Sicherheit,
wo andere weggeflüchtet waren. Auch die
benachbarten Europäer von Bethlehem und
Gnadenhütten nahmen die Flucht, aus Furcht
vor den kriegenden Indianern. Die daselbst
wohnenden Missionarien aber waren mit

sin-

No. 4 pag 87

Mordbrennerey der Indianer.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

einander völlig einverstanden, da zu bleiben, wo Gottes allmächtige Hand sie hingeleitet hatte. Indessen wendeten sie alle nöthige Vorsicht an, und suchten ihre getauften Indianer nach Möglichkeit zu berathen.

Ehe man sichs versahe, wurde an einem Abend, das vor einiger Zeit an der Mahony zum einstweiligen Aufenthalt der ab- und zureisenden Missionarien erbaute sogenannte Pilgerhaus, von einer indianischen Kriegerhorde überfallen, verbrandt und 11 Personen ermordet, nämlich: Der Missionair Gottlieb Anders und seine Frau nebst ihrem Töchterlein; Martin Nitschmann und dessen Ehefrau, Leonhard Gattermeyer; Georg Christian Fabricius; Georg Schweigert; Martin Presser; Johann Friedrich Lesly und die Ehegattin des Miss. Sensemanns.

Sämmtliche Bewohner dieses Pilgerhauses nahmen so eben ihr Abendessen zu sich, als ein starkes Bellen der Hunde sie aufmerksam machte, weshalb der Miss. Sensemann zur Hinterthür hinausging, um die Ursach davon zu erfahren. Sogleich hörten die übrigen einen Flintenschuß fallen, und einige von ihnen eilten zur Hausthür, um dieselbe aufzumachen. Hier aber standen die Krieger mit dem Gewehre schon parat, schossen, und Martin Nitschmann blieb auf der

Stel-

Stelle. Seine Frau und noch einige dabey stehende Personen wurden verwundet, flohen mit den übrigen auf den Boden, und versperrten den Eingang dahin mit Bettstellen. Der Miss. Partsch aber sprang durch ein Hinterfenster hinaus und entkam; auch der im Nebenhause befindliche kranke Miss. Morbas, dem die Feinde eine Wache vor die Thür gestellt hatten, sprang zum Hinterfenster hinaus und rettete sich. Unterdessen verfolgten die Mörder diejenigen, so sich auf den Boden retirirt hatten, und gaben sich viele Mühe, die Thür zu erbrechen; da sie aber nicht sofort ihren Zweck erreichen konnten, steckten sie das Haus in Brand, und es stand gar bald in vollen Flammen. Ein unter den Geflüchteten befindlicher Knabe sprang von dem in Feuer stehenden Dache herab; eine Kugel hatte schon seinen linken Backen gestreift und seine Haare gesengt, auch war die eine Seite seines Kopfes von den Flammen sehr beschädigt worden, gleichwohl entlief er glücklich. Dies machte der Ehegattin des obgedachten Miß. Partsch Muth, denselben Sprung vom brennenden Dache herunter zu wagen; es glückte ihr, sie entkam der Feindeswuth, und solchergestalt ward ihres Mannes Gebet erhört, der, indem er zum Fenster hinaus gesprungen,

war,

war, auf seine Knie fiel, und angelegentlich zu Gott seufzete, daß Er doch auch seine Frau gnädig vom Tode erretten möchte. Nun sprang auch Fabricius vom Dach glücklich herunter; indem er aber entlaufen wollte, entdeckten ihn die Krieger und schossen ihn mit zwey Kugeln durch den Leib. Dieser allein wurde unter ihren Händen wie ein Schlachtschaaf behandelt, denn sie hieben ihm ihre Beile in den Leib, scalpten ihn sodann und liessen ihn liegen. Die übrigen wurden alle lebendig verbrannt, und der zur Hinterthür hinaus sich gerettete Miss. Senfemann, hatte den alle Vorstellung übersteigenden Schmerz, seine herzlich geliebte Ehegattin mit verbrennen zu sehen. Die entsprungene Frau Partschin hatte vor Angst und Wehmuth nicht weit laufen können, sondern sich in der Nähe des brennenden Hauses auf einem Berge hinter einem Baum versteckt. Von diesem erhöheten Platze konnte sie die unglückliche Marterstätte ihrer so lieb gewesenen Freunde und Freundinnen völlig übersehen und ihr ängstliches Seufzen zu Gott deutlich hören. Einen auf immer unvergeßlichen Eindruck machte insonderheit das Gebet der Frau Senfemannin auf sie, welche sich just nach der Seite, wo sie versteckt war, hin retirirt hatte, und mitten

ten

ten in den Flammen ihre gefalteten Hände gen Himmel hob, und laut die Worte ausrief: „Heiliger Herre Gott! Heiliger starker Gott! Heiliger barmherziger Heiland, du ewiger Gott! Steh' uns bey in dieser Todesnoth! ꝛc. ꝛc. Unter diesen letzten Worten stürzte das brennende Gebäude vollends zusammen, wodurch denn ihr und ihrer Unglücks-Gefährten jammervoller Tod plötzlich beschleunigt wurde.

Nachdem nun das Wohnhaus ganz niedergebrannt war, zündeten die Mörder auch die Scheunen und Ställe an, womit sowohl Frucht und Heu, als auch das sämmtliche Vieh verbrannte. Zuletzt theilten sie die Beute, brockten Brod in Milch, liessen sichs wohl schmecken, und gingen davon; welches alles die sich hinter einem Baume versteckte Frau Partschin noch mit ansahe.

Dieser Unglücksfall war indessen die Rettung der Indianergemeine in Gnadenhütten; denn als man daselbst das Schiessen hörte und die Flamme sahe, auch bald darauf durch den entronnenen Knaben die Ursach davon erfuhr, kamen zwar die getauften Indianer zu den Missionarien gelaufen, und erboten sich, die feindlichen Indianer unverzüglich anzugreifen; als dieses ihnen aber widerrathen wurde, nahm alles die Flucht in den

Busch

Busch, und Gnadenhütten war in wenig Minuten ganz leer.

Sobald die feindlichen Indianer aus der Gegend verscheucht worden waren, suchte man die Gebeine der Verbrannten mit vieler Sorgfalt aus der Asche zusammen und begrub sie unter Vergiessung unzähliger Thränen aller Anwesenden. Der Leichnam des Miss. Fabricius war nur auf der einen Seite stark verbrannt. Der treue Haushund hatte sich zu denselben gelegt und ihn vor den wilden Thieren mehrere Tage bewahrt, konnte auch bey der Beerdigung nur mit vieler Mühe von demselben entfernet werden.

Kurze Zeit darauf brachte man die eigentliche Veranlassung zu dieser Mordbrennerey in sichere Erfahrung. Ein boshafter Europäer, hatte, aus verblendeter Rachsucht gegen das durch den Diensteifer der Missionair unter den Heiden angefangene Werk Gottes, einen Brief erdichtet, und vorgegeben, als wäre derselbe von dem Gouvernement aufgefangen worden, des Inhalts: „Daß die Missionaire ihren getauften Indianern empörende Ideen beizubringen suchten.“ Da nun dieser Brief sogar in öffentlichen Blättern abgedruckt zu lesen war; so hatten sie es blos der allweisen Regierung

Got-

Gottes zu verdanken, daß durch diese schreckliche Verläumdung, nicht ein allgemeiner Aufruhr des Pöbels wider sie veranlaßt und ein völliges Garaus mit ihnen gemacht wurde. Denn obschon die Landesregierung von ihrer Unschuld hinlänglich überzeugt war, so stand es gleichwohl unter diesen Umständen nicht in Ihrer Macht, sie überall zugleich gegen die rasende Wuth des irrigen Pöbels gnugsam zu schützen.

Indeß hatte doch ebengedachter Lügenbrief, sonderlich in der ersten Zeit, für die im Lande hin- und herreisende Missionarien gar mancherley sehr traurige Folgen. Selbst dem Bischof Spangenberg wiederfuhr es, daß ein Gastwirth, bey dem er auf einer Reise eingekehrt war, ihn mit einem grossen Scheit Holz sogleich auf der Stelle erschlagen wollte, wobey er die Zeitung, in welcher der erdichtete Brief abgedruckt war, in der Hand hatte. Spangenberg wollte ihn auf eine leutselige Art darüber bedeuten, er erwiederte aber in grossem Zorn: „Wenn es nicht wahr wäre, was da von den Brüdern steht, so würde man es ja nicht gedruckt haben.“

In den Jerseys wurde bereits durch Trommelschlag bekannt gemacht, daß Bethlehem sollte zu Grunde gerichtet werden, wobey man mit der fürchterlichen Aeusserung über-

all

all ganz laut zu werden anfing, daß in Bethlehem, Gnadenhütten und den übrigen Brüderorten ein Blutbad angerichtet werden sollte, dergleichen man in Amerika noch nie gesehen und gehört hätte. Die Missionair erfuhren auch nachher mit Zuverlässigkeit, daß ein Haufe von etwa 100 Mann, in der bestimmten Absicht nach Bethlehem gekommen, zu Erregung eines Mobbs (Aufruhr) Gelegenheit zu suchen, woran sie blos durch das freundliche und gastfreye Betragen der Einwohner, die von ihrer bösen Absicht damals nichts wußten, gehindert worden.

In Bethlehem erregte die traurige Nachricht von dem an der Mahony vorgefallenen Unglück, die äuserste Betrübniß und eine allgemeine Bestürzung. Der erste Lehrer daselbst ließ die ganze Indianergemeine zusammen berufen, eröfnete derselben zuförderst jene Trauerpost unter einen durchdringenden Wehmuthsgefühl, fiel sodann mit der ganzen Gemeine auf die Knie, flehete zu Gott um gnädige Abwendung ähnlicher Schicksale, u. vereinigte sich mit ihnen, in Gemeinschaft mit dem Blute ihrer unschuldig ermordeten Brüder und Schwestern nicht um Rache, sondern um Begnadigung der Mörder zu Gott zu schreyen.

Die

Die von Gnadenhütten mit ihren Lehrern nach Bethlehem geflüchtete Indianergemeine übergab unter diesen Umständen eine Bittschrift an die Landesregierung, worin sie ihre gemeinschaftliche Gesinnung offenherzig darlegte, und sich dem Schutz der hohen Obrigkeit empfahl, dessen sie auch nach einiger Zeit in einer gnädigen Antwort versichert und angewiesen wurde, für die Zeit in Bethlehem zu bleiben. Da sie aber ihre ganze Aerndte und übrige Habseligkeit in Gnadenhütten zurück gelassen hatten, so wurden von der Regierung einige Truppen dahin kommandirt, diese Güter zu retten und zugleich die dortige Gegend zu decken. Allein diese Mannschaft ward daselbst von den wilden Kriegern angegriffen, und ganz Gnadenhütten nebst dem gesammten Vermögen der Indianergemeine in die Asche gelegt, die sich also dadurch sammt ihren Lehrern in völlige Armuth versetzt sahe.

Da nun die Krieger sahen daß die getauften Indianer so wie ihre Lehrer von der Landesregierung in Schutz genommen wurden, zeigten sie sich bey jeder passenden Gelegenheit um so mehr feindselig gegen dieselben, und stieffen nicht selten auch gegen die Bewohner Bethlehems die schwärzesten Verwünschungen aus. Die sämmtlichen Mitglieder

dieser

dieser Gemeine konnten sich also noch immer als Schaafe ansehen, die sich über kurz oder lang zur Schlachtbank führen lassen müssen. Aus diesem Grunde hielten sie sowohl bey Tag als bey der Nacht gute Wache, und waren auch so glücklich, die feindliche Räuberhorden blos durch diese Vorsicht einmal nach den andern abzuweisen, ohne einige Schärfe anwenden zu dürfen.

Einige Zeit darauf kam der Herr Gouverneur nach Bethlehem, unterhielt sich mit den Lehrern der Gemeine, besuchte die Indianer in ihren Wohnungen, bezeigte über die ganze Einrichtung sein Wohlgefallen und versicherte der ganzen Gemeine beim Abschiede allen nur möglichen Schuz und Unterstützung.

Der Wildenkrieg nahm indeß je länger je mehr überhand, und die im Lande an verschiedenen Gegenden etablirten Indianer Gemeinen hatten viel Ungemach zu erdulden u. mußten gar oft mit Weiber und Kinder von einen Ort zum andern flüchten, wobey ihre Lehrer ein gleiches Schikſal erfuhren. Dieses ging endlich so weit, daß ganze Indianergemeinen sammt ihren Lehrern, unter Militarischer Bedeckung nach Philadelphia transportirt und daselbst auf einige Zeit in obrigkeitlichen Schuz genommen werden mußten.

Die Veranlassung zu dieser allgemeinen Verfolgung der getauften Indianer gründete sich abermals auf die boshafte Verläumdung eines übelgesinten Europäers. Im Irischen Settlement wurde bey einen Ueberfalle, der dasige Befehlshaber Hr. Stanton getödtet. Besagter Europäer, der sich in der Nähe jener Attaque befunden haben wollte, ging zum Friedensrichter, und bezeugte mit einem Eide, daß unter jenen feindlichen Indianern, welche Hr. Staton ermordet, sich der getaufte Indianer Renatus von Nain befunden und selbst mit Hand angelegt habe. Dieser arme Renatus wurde so fort von Nain abgeholt und in Fesseln gelegt, worin er ganzer acht Monate schmachten mußte. Endlich führte man ihn zum Blutgericht von Philadelphia nach Caston, wo nochmals die Zeugen für und wieder ihn abgehört wurden. Unter ersten befand sich der Miss. Schmick, welcher seiner nach erstern Ort in Sicherheit geführten Indianer-Gemeine gefolgt war. Dieser behauptete des Renatus gänzliche Unschuld standhaft, und war so glücklich, ihn seiner Fesseln zu entledigen, wodurch der freche Ankläger öffentlich zu Schanden wurde. Lange hernach erfuhr man, daß eben dieser boshafte Mann durch seine Anhänger Gelegenheit gefunden, die kriegerischen Indianer gegen

gen die Getaufsten durch allerley falsche Vorspiegelungen aufzuhetzen, um ihre Wuth gegen dieselben noch mehr anzufeuern.

Der unschuldig befundene Renatus ward nunmehro zu der Indianer-Gemeine von Nain, welche sich noch in den Baracken zu Philadelphia in Sicherheit befand, zurück geführt, und von seinen Mitbrüdern unter unzähligen Freudenthränen bewillkommt. Nach einen sechzehnmonatlichen Aufenthalt in den Baracken zu Philadelphia, zog diese ganze Indianergemeine wieder in ihre verlassene Wohnungen nach Nain zurück, ruhete einige Tage daselbst aus, und trat sodann in Begleitung ihrer Lehrer die Reise nach dem ihr vom Gouvernement zu mehrerer Sicherheit angewiesenen an dem Susquehannah-Flusse belegenen neuen Wohnplatz an. Diese volle 5 Wochen lang dauernde Reise war mit unzähligen Schwierigkeiten verbunden, indem die Anzahl dieser pilgernden Gemeine, ohngeachtet sie während ihres Aufenthalts in Philadelphia 56 Personen begraben hatten, immer noch sehr beträchtlich war, und daher der oftmalige Mangel an Lebensmittel, in den grossen Wüsteneyen, die sie zu durchwandern hatten, nicht immer vermieden werden konnte. Am allermeisten aber litten dabey die kleinen

Kinder, weil sie öfters ganze Tage lang kein brauchbares Trinkwasser antraffen.

Auf diesem Platze nun wurde der neue Gemeinort Friedenshütten mit fast unglaublicher Thätigkeit aufgebaut und zweckmässig eingerichtet.

Von hieraus that der Miss. David Zeisberger, in Begleitung eines National-Gehülfen, eine Reise zu den Wilden am Ohiofluß. Die dasigen Indianer, welche in ihrer Gegend noch nie einen weissen Menschen gesehen hatten, hielten Zeisbergern für einen Gespenst, führten denselben gleichsam als ein Abenteurer zu ihren vornehmsten Chief, welcher ihn sehr ernsthaft empfing und über zwey Stunden lang nach seiner Art scharf examinirte und aufs stärkste behauptete, daß das Wort Gottes gar nicht für seine Indianer passe, indem sie von Natur sehr gute Leute wären, und also gar keinen Erlöser oder Heiland nöthig hätten. Zeisberger, dem diese Auslassung eines ganz rohen Naturmenschen um so weniger befremden konnte, als eben diese Sprache von gar vielen wohl unterrichteten Christen, denen aber bey ihrer blossen Kopfwissenschaft die wahre Selbsterkenntniß mangelt, geführet wird, ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern suchte ihn mit gleichem Ernst von dem Gegentheil

sei-

seiner irrigen Meinung zu überzeugen; worauf derselbe ihn Quartier in seinem Hause gab und Essen vorsetzen ließ. Der Missionarius wurde indessen bald überzeugt, daß wenigstens für die Zeit bey dieser ganz verfinsterten Nation alle Mühe vergeblich seyn würde; ja er mußte sogar bemerken, daß ihre Hexenmeister feierliche Opfer anstellten, um die Geister seiner Anwesenheit wegen auszusöhnen. Es war demnach diese mühsame Reise ganz fruchtlos.

Da die feindlichen Streifeyen der Indianer im ganzen Lande herum noch immer fortgingen, und die übelgesinnten Europäer alles anwendeten, um die getauften Indianer mit jenen zu vermengen; der Miss. Zeisberger aber die ganze Verfassung der verschiedenen Nationen genau kannte; so fand er sich angeregt, der Landesregirung in Pittsburg mündlichen Bericht darüber abzustatten, und derselben Vorschläge zu Beseitigung aller obwaltenden Feindseligkeiten zu thun, welches auch fürs ganze Land den erwünschtesten Erfolg hatte.

Nachdem die Indianergemeine in Friedenshütten sich seit geraumer Zeit bey aller Verfolgung dennoch erhalten, an der Zahl zugenommen und sehr gut angebauet hatte, gelang es endlich doch ihren Widersachern sie wieder von dort zu vertreiben, und Zeisberger

führte

führte sie abermals näher nach Westen an einen Platz, den er mit Genehmhaltung der Chefs für sie ausersehen hatte. Hier wohnten sie nun wieder in Feldhütten und erbauten nach und nach den neuen Indianergemeinort Schönbrunn auf dieser Stelle.

Die Beschwerlichkeit einer solchen Pilgerschaft in einem Lande wie Nordamerika, da eine ganze zahlreiche Gemeine reiset, die alle ihr Haabe sammt ihrem Vieh mit sich führt, kann schlechterdings nicht in Worte gebracht werden. Nur allein 40 Kinder bekamen auf dieser Reise die Masern, denen man kein ander Nachtquartier als unter freiem Himmel gewähren konnte. Eine Mutter trug ihren 10 jährigen Sohn, der ein elender Krüpel war, in einem Korbe auf den Rücken. Er wurde täglich schwächer, verlangte nach der Taufe, ward derselben theilhaftig und starb noch auf dieser Reise. — Die Nahrung dieser Pilgergemeine bestand grossen Theils in Hirschfleisch, deren sie während der Reise über 150 Stück erlegten.

Bald darauf zog ein grosser Theil der getauften Indianer von Friedensstadt an den Muskingum, und erbaute 2 deutsche Meilen oberhalb Schönbrunn den neuen Gemeinort Gnadenhütten.

Der

Der zwischen den Virginiern und den Cherokesen, Schawanosen und Sennecken um eben diese Zeit ausgebrochene Krieg, verbreitete aufs neue Furcht und Schrecken, wodurch sonderlich die Bewohner von Schönbrunn und Gnadenhütten Tag und Nacht beunruhigt wurden, und beständig ihre Wachen verdöppeln mußten.

Der grosse Rath der Delawaren schickte nun auch eine förmliche Gesandschaft an die Missionarien, des Inhalts, daß sie sich sammt ihrer Nation entschlossen hätten, das Wort Gottes anzunehmen, und wünschten, daß für ihre Leute eine aparte Indianerstadt unter Berathung derer Missionarien erbauet werden möchte, wozu sich dieselben den schicklichsten Platz selbst auswählen könnten. Diese Botschaft wurde nach reiflicher Ueberlegung angenommen, auf der Ostseite des Muskingum ein schickliches Stück Land ausersehen, wo man in der Folge den neuen Indianer-Gemeinort Lichtenau erbauete.

Inzwischen waren die zwischen Großbrittannien und dessen Nordamerikanischen Colonien obwaltenden Streitigkeiten aufs äuserste gekommen, und die traurigen Folgen, welche dadurch auch für die Missionarien und ihren aus den Indianern gesammleten Gemeinen erwachsen würden, waren leicht schon im voraus zu berechnen.

Während dieser bedenklichen Zwischenzeit, wuchsen die drey zuletzt etablirten Indianer-Gemeinen, Gnadenhütten, Schönbrunn und Lichtenau merklich an der Zahl ihrer Mitglieder, und das Wort Gottes fand auch unter den benachbarten Nationen einen erwünschten Beifall.

Desto schmerzlicher war es in der Folge für ihre treuen Lehrer zu sehen, wie diese mit Daranwagung ihres Lebens so äuserst mühsam gesammleten christlichen Heerden, durch gewaltsame Verfolgungen unschuldig gekränkt, zerstreut und endlich gar bey nahe Hundert derselben als geduldige Schlachtschaafe auf einmal grausam ermordet wurden; als wovon in der Folge ein mehreres gesagt werden soll.

Von nun an wurde die politische Verfassung dieses Landes von Tag zu Tage gefährlicher, weil die verschiedenen Indianer-Nationen sich in zwey Partheyen theilten, wovon die eine es mit England, die andre aber es mit den Nordamerikanischen Freystaaten hielt. Hieraus erwuchs denn allerdings für die Missionarien und den aus allen Nationen beysammen wohnenden getauften Indianern, die aller gefährlichste Lage, die sich nur denken läßt. Zu keiner Parthey konnten sie sich Gewissens halber nicht schla-

gen,

gen, und die Neutralität zu behaupten, waren sie zu unvermögend.

Der so lieblich angebaute Indianer-Gemeinort Lichtenau, wurde so häufig von herumstreifenden Kriegern belästigt, daß die Bewohner desselben sich endlich genöthigt sahen, diese ihre Wohnungen freiwillig zu verlassen, und sich eine deutsche Meile unterhalb Gnadenhütten einen neuen Gemeinort anzubauen, den sie Salem nannten; bey welcher Arbeit sie von den Einwohnern zu Gnadenhütten und Schönbrunn treulich unterstützt wurden.

Das der ganzen Mission in Nordamerika schon längst drohende Ungewitter, wurde nun durch boshafte Verläumder vollends zu seiner Reife gebracht, indem man bey der Englischen Regierung in Fort Detroit, sämmtliche Missionarien als Spione anklagte, welche einen dem englischen Interesse nachtheiligen Briefwechsel unterhielten, und zugleich behauptete, daß alle getaufte Indianer heimliche Anhänger der Freystaaten wären. Diesem zufolge begab sich der englische Agent der Indianischen Angelegenheiten zu dem grossen Rathe der Irokesen, und that ihnen im Namen der Regierung den Antrag, die Indianer-Gemeinen mit ihren Lehrern, die sich von einander nicht trennen liessen, aufzuheben und

weg-

wegzuführen. Die Irokesen genehmigten diesen Vorschlag. Weil sie ihn aber aus gewissen Ursachen nicht selbst ausführen wollten, so schickten sie eine Botschaft an die Chipawas und Ottawas, machten ihnen mit der ganzen Indianischen Brüdergemeine ein Präsent, Suppe davon zu kochen, welches ein Indianischer Kriegs-Terminus ist, und so viel heißt: Wir übergeben sie euch zum Schlachten. Da diese es abschlugen, so geschahe dem Halbkönige der Huronen diese Offerte unter den nämlichen Worten, welcher diesen Antrag blos deswegen übernahm, um seiner Zeit das Leben der Missionarien schonen zu können.

Mit besagtem Halbkönige und dessen Kriegern vereinigte sich bald darauf der Delawarische Oberchief nebst seinem ganzen Anhange, worauf sie ein gemeinschaftliches Fest mit einigen gebratenen Hunden anstellten. Die ganze Verhandlung aber ward so geheim betrieben, daß die getauften Indianer nicht das geringste davon erfuhren, bis sie von dem Abmarsch einer grossen Parthie Krieger Nachricht erhielten, wovon 300 Mann am Westende von Gnadenhütten ein Lager aufschlugen. Ihre Anführer waren der obgenannte Halbkönig und einige Englische Officiere, welche von den getauften Indianern aufs beste bewirthet wurden.

# Gänzliche Zerstörung der drey christlichen Indianergemeinen am Muskingum. — Schreckliche Ermordung eines Theils dieser Gemeinen von 96. Seelen.

Zuförderst berief der erste Befehlshaber dieses Krieges die getauften Indianer von Gnadenhütten, Schönbrunn und Salem nebst ihren Lehrern zusammen, hielt ihnen allesamt eine sehr ernsthafte Ermahnungs-Rede, und forderte sie auf, daß sie um ihrer Sicherheit willen ihre gegenwärtigen Wohnplätze verlassen und sich in eine andere Landsgegend anbauen sollten.

Hieraus entstand unter den getauften Indianern ein Zwiespalt; ein Theil war geneigt den Rath des Halbkönigs zu befolgen, die andern aber wollten dawider.

Dieses verursachte denen Missionarien den größten Kummer. Auf ihr Gutachten kam alles an, und sie mußten entweder den einen oder den andern Theil wider sprechen

Da sich jedoch diese Entschlüssung etwas lange verzog, so hielten die Anführer der Krieger über diese Angelegenheit verschiedene Rathsversammlungen, worinnen endlich des Halbkönigs Wort überstimmt und einmüthig beschlossen wurde, sämmtliche Missionarien sammt Weiber und Kinder umzubringen.

Um aber die Ausführung dieses abgefaßten Decisums noch etwas aufzuhalten, brachte der Halbkönig in Vorschlag, daß man ihnen bey der ganzen Nation berühmten und im größten Ansehn stehenden Hexenmeister diesen Entschluß zur Genehmigung vorlegen solle. Dieser aber sprach im Namen des gemeinen Volks in einem erhabenen Tone wider die resolvirte Hinrichtung der Missionarien, und machte dadurch ihren Rath zunichte.

Indessen trieben die wilden Krieger in Gnadenhütten ihren Muthwillen aufs höchste, tanzten und soffen Tag und Nacht abwechselnd ohne Aufhören, und ob man ihnen gleich so viel Vieh als sie zum Schlachten verlangten, willig herbey schaffte, so schossen sie dennoch den getauften Indianern ihr Milchvieh und Schweine blos zu ihrem Vergnügen auf den Gassen todt, und liessen das Aas liegen, wodurch endlich der ganze Ort

mit

mit unleidlichem Gestank erfüllt und zu einem jämmerlichen Schauplatz des Krieges gemacht wurde.

Als nun der Halbkönig sahe, daß er die Wuth der übrigen Befehlshaber nicht länger Einhalt zu thun vermochte, ließ er sämmtliche Missionair von Schönbrun und Salem nebst deren National-Gehülfen vor den zu Gnadenhütten versammelten Kriegsrath erfordern. Da aber diese ihre Weiber und Kinder gegen die groben Ausschweifungen der Krieger zu sichern sich verbunden hielten; so erschienen blos die Missionarien Zeisberger, Senseмann und Heckewälder mit einigen National-Gehülfen vor besagtem Kriegsrath. Mehrerwähnter Halbkönig drang jetzt sehr hart in sie, daß sie sich auf der Stelle rund erklären sollten, ob sie mit ihm ziehen wollten oder nicht? Da aber die Missionarien nach oft gepflogener reifer Ueberlegung sich einstimmig verbunden hatten, das äuserste zu wagen, und mit ihren so mühsam aus dem Heidenthume gesammleten christlichen Gemeinen lieber Leben oder Tod gemeinschaftlich zu theilen, als sich von ihnen trennen zu lassen; so beriefen sie sich auch jetzt auf ihre dießfalls schon vormals gethane Erklärung, worauf die Rathsversammlung, ohne

ne einige den Missionarien zu ertheilende Weisung, plötzlich aufgehoben wurde.

Der mit gegenwärtige Miss. Zeisberger war unter allen Weissen der einzige, der schon vor vielen Jahren von den Oberhäuptern der Sechs Nationen nationalisirt und als ihr Fleisch und Bein anerkannt worden war. Diesen nahm ein Delawar-Capitain bey Seite und sagte ihn heimlich, daß die ganze kriegende Nation geneigt wäre, ihn in ihren Schutz zu nehmen. Zeisberger gab aber auch diesem freimüthig zu erkennen, daß er und alle seine Mitarbeiter nur einen Leib ausmachten, und daher auch einerley Schicksal erwarteten. Gleich darauf wurde er nebst seine obgenannte zwey Collegen von etlichen Huronen angegriffen und für gefangen erklärt. Indem sie nun so fortgeschleppt wurden, kam ein anderer Krieger wüthend auf sie zugesprengt, und stieß mit seinem Spieße nach des Miss. Senfemanns Kopf, verfehlte ihn aber. Diesem folgte ein dritter, welcher die Missionarien wechselsweise bey den Haaren ergriff, sie schüttelte und spottweise sagte: Seyd gegrüßt, meine Freunde!

Vors erste transportirte man diese Gefangene in das Lager der Delawaren, woselbst sofort der tumultuarische Todtengesang über sie angestimmt wurde. Während desselben

selben zogen sie die Missionarien bis aufs Hemde aus, und raubten ihre Kleider. Die Huronen luden aus Furcht vor die getauften Indianer ihr Gewehr aufs eiligste und der übrige Schwarm der Wilden lief ins Missionshaus, um dasselbe zu plündern, und aufs grausamste zu verwüsten. Einige getaufte Indianer hatten sich zwar zu Abhaltung der Räuber mit Beilen versehen vor das Haus gestellt, mußten aber der Uebermacht weichen. Den Miss. Eduards, der unbewafnet im Hause war, liessen sie unangetastet ausgehen. Dieser aber wollte ohne seine Brüder nicht frey seyn, sondern ging zu ihnen ins Lager, und ward ihr Mitgefangener.

Nachdem man den Gefangenen einige alte Lumpen zu ihrer dürftigsten Bedeckung gereicht hatte, führte man sie ins Lager der Huronen, doch wurden sie daselbst nicht gebunden, wie andere Gefangene, die schon da waren, sondern blos scharf bewacht. Hier mußten sie auf den Erdboden sitzen, und hatten in der kalten Nacht nicht die mindeste Bedeckung.

In der nächstfolgenden Nacht ging eine Parthie Krieger nach Salem und eine andre nach Schönbrun, plünderten an beiden Orten die Missionshäuser, nahmen die daselbst zurückgebliebenen Missionarien nebst

deren

deren Familien gefangen, und brachten sie ebenfalls unter den gewöhnlichen Todtengesang in ihr Lager bey Gnadenhütten. Vor allen andern war unter diesen höchst drückenden Umständen die Ehegattin des Miss. Sensemanns zu bedauern, die erst vor 3 Tagen entbunden worden war, und nun mit ihrem kleinen Säugling bey finsterer Nacht, im Regen und in so barbarischer Gesellschaft die Reise zu Wasser mit fortsetzen mußte. Gott aber, dem alles möglich ist, ließ weder ihr noch dem Kinde den geringsten Schaden widerfahren. Das drückende Gefühl, so bey denen beiden schon vorher in Verhaft genommenen Miss. Zeisberger und Sensemann, rege wurde, als sie ihre Gattinnen unterm Todtengesange vor ihrem Gefängnisse vorbeyführen sahen, kann man sich leicht denken. Indeß bekamen noch an demselben Tage die Gefangenen auf ihr Ansuchen die Erlaubniß, einander zu sehen und zu begrüssen, welches unter so vielen Thränen und mit so herzlicher Liebe geschahe, daß selbst die wildesten Krieger darüber erstaunten, und ihre Rührung nicht verbergen konnten.

Der Zustand der 3 verlassenen Indianer gemeinen war nicht minder kläglich. Anfangs gingen sie alle zusammen, und weinten so überlaut, daß die Luft davon erschallte.

Nachdem nun die gefangenen Missionarien mehrere Tage lang eine sehr bittere Erfahrung davon gemacht hatten, was es heißt, sich in der Gewalt der roheſten Räuber und Mörder zu befinden; so gaben die National-Gehülfen von allen drei Indianergemeinen bey dem Halökönige und den übrigen Captains eine Bittschrift ein, und verlangten ernstlich, daß ihre Lehrer wieder loßgelaſſen würden. Der Kriegsrath ließ daher sämmtliche Missionarien vor sich kommen, gab ihnen ihre Freiheit wieder, verlangte aber dabey ausdrücklich, daß sie nunmehro die gläubigen Indianer aufmuntern sollten, sich zum Abzuge auf den ersten Wink fertig zu machen.

Voll Lob und Dank gegen Gott begaben sie sich nun wieder zu der ihnen anvertrauten Gemeine, gingen einstweilen nach Salem, welcher Ort von dem Kriegs-Schauplatz am entlegendſten war, riefen auch die Gemeingliedes von Schönbrun und Gnadenhütten dahin, und hielten mit ihnen in fühlbarer Gegenwart Gottes das heilige Abendmahl, zur Stärkung ihres Glaubens in jener so drückenden Prüfungszeit.

Kaum hatten sie sich wieder einige Tage ruhig beysammen in Salem aufgehalten, so kamen über 100 Mann von den wilden Krie-

gern

gern dahin, und trieben ihren Muthwillen und tolles Wesen ganz ungescheut fort. Die Missionarien sahen sich dahero aufs neue überzeugt und genöthigt, ihren Gemeinen den gänzlichen Abzug aus dieser Landesgegend vorzuschlagen, und fanden alle Mitglieder derselben willig, ihr in Grundstücken habendes Vermögen gern mit den Rücken anzusehen. Blos der äusere Verlust betrug nach einer mässigen Berechnung weit über 2000 Thaler. Dabey sahen sie, nach dem Ausdruck der Missionarian, nichts vor sich, als lauter Elend und Gefahr. Sie mußten indessen ihre Seelen in Geduld fassen und gehen, wo sie ungern hingingen.

Ein Theil der Wilden nebst den englischen Officieren zog mit ihnen und bedeckte in einer Entfernung von etlichen Englischen Meilen den Zug vorwärts, hinterwärts und auf den Seiten, so daß die Indianergemeine mit ihren Lehrern ganz eingeschlossen war. Die äuserst beschwerliche Reise ging theils zu Lande, theils zu Wasser. Für gewöhnlich hielten die getauften Indianer ihre Lehrer und deren Familien stets umringt, um sie gegen alle etwanige Kränkungen der Wilden zu sichern. Eines Tages aber, da die Indianer-Gemeine wegen Mangel an Nahrung nicht so früh aufbrechen konnte, als die Wilden es

per-

verlangten, gelang es diesen, die Missionairs samt ihren Familien zum frühern Aufbruch zu zwingen, jagten sie sehr unfreundlich vor sich her, peitschten ihre Pferde, daß sie scheu wurden, und liessen den Müttern nicht so viel Zeit, daß sie ihre Kinder stillen konnten. Dazu war der Weg äuserst schlecht, weil es durch lauter Moräste ging. Die Frau Zeisbergerin stürzte zweimal vom Pferde, blieb das eine mal im Steigebügel hängen, wurde ein grosses Stück so fortgeschlypt, und konnte nur durch die größte Anstrengung ihres Mannes vom gänzlichen Verderben gerettet werden. Bey diesem allen blieben die ungesitteten Menschen ganz gleichgültig. Ein Theil der gläubigen Indianer, suchte sie zwar einzuholen, erreichten sie aber erst im Nachtquartier, und befreieten die Weissen von der frevelhaften Behandlung der Wilden.

Als sie endlich den Platz ihrer Bestimmung am Fluß Sandusky erreicht hatten, verließ sie der Halbkönig und ging mit den bey sich habenden Kriegern in seine Heimath zurück. Hier sassen nun die Lehrer mit ihrer zahlreichen Indianergemeine in einer Wüsteney, wo weder Jagd noch andre Nahrung hinreichend zu finden war. Indeß nahmen sie gemeinschaftlich ihre Zuflucht zu Gottes unbeschränkte Durchhülfe, suchten

sich

sich den bequemsten Platz auf, und erbauten in der Geschwindigkeit ganz kleine Blockhäuser, um sich gegen die Kälte zu schützen. Die allgemeinen gottesdienstlichen Versammlungen aber, wurden während des Bauens unter freiem Himmel gehalten.

Ehe sich diese Indianergemeine hier noch völlig angebaut hatte, erschien eine Botschaft von dem Englischen Gouverneur in Fort Detroit, laut welcher sich die Missionarien zur Verantwortung dahin gestellen sollten, indem gar mancherley Beschuldigungen wider sie daselbst angebracht worden waren. Dem zufolge trat der Miss. Zeisberger in Begleitung einiger seiner Mitarbeiter, nebst 4 National-Gehülfen die Reise nach Fort Detroit an.

Bey ihrer Ankunft daselbst war anfangs der Gouverneur darüber unzufrieden, daß sie nicht alle nebst ihren Familien gekommen waren, weil er willens war, sie sämmtlich nach Philadelphia in Arrest zu schicken, indem er vernommen, daß sie unerlaubte Correspondenz geführt hätten. Zeisberger trat im Namen seiner Mitarbeiter sehr freimüthig auf, und erwiederte, wie er sich herzlich freue, daß durch eine gründliche Untersuchung der gegen sie angebrachten Verläumdungen, ihre Unschuld nun bald völlig entdeckt

deckt werden würde; worauf der Gouverneur Befehl erheilte, sie ordentlich zu logiren und mit allem Nöthigen zu versehen.

Ihr gerichtliches Verhör wartete nun auf die Ankunft ihres Verklägers, des Delaware-Capitains Pipe, der jederzeit ihr ärgster Feind gewesen war. Bey dem nunmehrigen Bewußtseyn, daß ihr künftiges Urtheil lediglich von der Aussage dieses, bey der ganzen Nation so wichtigen, gegen die Mission hingegen so äuserst aufgebrachten Mannes, abhangen sollte, konnte sie allerdings nichts beruhigen als ihr gutes Gewissen und Vertrauen zu Gott, der die Herzen aller Menschen in seiner Hand hat.

Sechs Tage nach ihrer Ankunft nahm das Verhör seinen Anfang. Pipe erschien nebst seinem ganzen Gefolge in vollem Glanze. Die ausgeplünderten Missionarien hingegen standen in zerrissenen Kleidern ihm gegenüber. Nachdem er alle seine Siege unter vielen Ceremonien erzehlt und die in den Freistaaten gemachten Scalps einzeln genannt hatte, ging er auf die Klagsache der vor ihm stehenden Missionarien über, berührte jedoch nur einige ganz gleichgültige Punkte derselben, und schloß mit den Worten: „Vater! Sie sind jetzo hier vor dir; du kanst selbst mit ihnen sprechen, wie du

begehrst

begehrt hast. Du wirst aber hoffentlich gutes mit ihnen reden, und ich sage dir, rede gute Worte zu ihnen, denn sie sind meine Freunde, und ich sehe nicht gerne, daß hart mit ihnen gesprochen wird." Dies letzte wiederholte er dreimal. Der Gouverneur hielt ihm hierauf seine eigne gegen die Missionarien eingebrachte Klagen umständlich und wörtlich vor, und forderte ihn ernstlich auf, nunmehro zu beweisen, daß dieselben wahren Grund, und sie wirklich mit den Amerikanern, dem Englischen Gouvernement zum Nachtheil, correspondirt hätten. Pipe, dem man deutlich ansehen konnte, daß er in die Enge kam, neigte sich zu seinen Rathsmännern und fragte sie, was er antworten sollte? Diese aber hingen die Köpfe und schwiegen. Er ermannte sich indessen geschwinde, stand auf, und brachte eine ganz unbedeutende Correspondenz in Anregung, mit dem Zusatz, daß er und seine Chiefs selbst dazu Gelegenheit gegeben hätten, wobey er so heftig an seine Brust schlug, daß es gleichsam donnerte. Der Gouverneur, welcher durch diesen schlecht ausgefallenen Beweiß völlig vom Gegentheile überzeugt worden war, fand wahrscheinlich für gut, diesen heidnischen Prinz mit weiterm Examiniren zu verschonen, und befragte denselben

selben nunmehro um seine und seines Anhangs Gesinnung, ob sie die Missionarien wieder zu ihren Indianern wollten zurückkehren lassen, oder ob sie das Gegentheil lieber sähen? Allen zum größten Wunder erklärte sich Pipe für das erstere, und die Missionarien sahen deutlich, daß Gott das Herz dieses ganz rohen Heiden gewendet hatte.

Der Gouverneur, welcher in dieser Sache lediglich seiner Pflicht gemäß gehandelt hatte, bezeugte zum Schluß dieser gerichtlichen Session öffentlich, daß die Missionarien fälschlich angeklagt worden, und völlig unschuldig wären. Darauf gab er letztern die Hand, und versprach ihnen, sie mit allem nöthigen unentgeldlich zu versorgen, bot ihnen auch nun sein Haus aufs freundschaftlichste an, und ließ sie, da sie ganz gegen seinen Willen und Befehl ausgeplündert worden, mit Kleidung und was sie sonst brauchten, aus dem königlichen Magazin versehen. Unter andern waren den Missionarien 4 Taschenuhren geraubt und in Detroit verkauft worden, auch diese kaufte der Gouverneur dem Handelsmanne wieder ab, und stellte sie ihnen zu.

Nach-

Nachdem sich nun der Englische Gouverneur mit den Missionarien über ihre Arbeit unter den Heiden ausführlich besprochen hatte, ertheilte er ihnen einen Paß, welchem die volle Erlaubnis beigefügt war, ihr geistliches Amt unter den getauften Indianern fernerhin ungestört fortzusetzen, worauf sie, voll Lob und Dank gegen Gott, vergnügt nach Sandusky returnirten.

Diese gute Aufnahme und huldreiche Entlassung der Missionarien, verursachte dem gedachten Gouverneur in Detroit sehr viele Verdrießlichkeit. Die mehresten Chiefs der Sechs Nationen waren unzufrieden darüber, und schickten eine Gesandschaft nach der andern an den Gouverneur, um die Trennung sämmtlicher Lehrer von ihren getauften Indianern schlechterdings zu bewirken; wobey auch oftberührter Halbkönig der Huronen nicht minder geschäftig war, weil er in sich selbst fürchtete, daß die getauften Indianer, denen er ihres Eigenthums beraubt, eine ganz unfruchtbare Gegend zu ihrer Wohnung angewiesen und sie sammt ihre Lehrer mit Gewalt dahin transportirt hatte, sich an ihn rächen würden.

Es liefen daher fast täglich neue Beschwerden gegen die Missionarien ein, und obschon der Gouverneur von dem Ungrund derselben völlig

völlig überzeugt war; so befand er sich doch ausser Stande, ihnen sein gegebenes Ehrenwort zu halten, und sahe sich endlich genöthigt, an gedachtem Halbkönig und einem in dasiger Gegend auf Comando stehenden Englischen Officier den Befehl ergehen zu lassen, daß sämmtliche Missionarien nebst ihren Familien nach Detroit gebracht, jedoch nicht geplündert noch übel behandelt werden sollten. Wie herzdurchschneidend diese Nachricht für die Missionarien war, ist leicht zu erachten. Nach ihrem eigenen Berichte wären sie viel lieber in den Tod gegangen, als sich gezwungen zu sehen, ihre Gemeine, die sie weit mehr liebten, als ihr leibliches Leben, zu verlassen, und gleichsam ihre mühsam gesammelte Heerde den Wölfen preis zu geben. Die Betrübniß auf Seiten der Gemeine war nicht minder groß, und viele Mitglieder derselben konnten vor lautem Weinen und Niedergeschlagenheit sich nicht wörtlich darüber ausdrücken.

Mit Anbruch des Tages der Abreise versammleten sich diese Pilger mit ihrer Gemeine zum Abschiede. Der Miss. Zeisberger ermahnte sie ernstlich und beweglich zu treuem Ausharren im Vertrauen auf Gott und im Glauben an Jesum Christum, auf dessen Namen sie getauft wären; fiel sodann mit der ganzen Versammlung auf

die

die Knie, und empfahl, unter einem inbrü-
stigen mit unzähligen Thränen begleitete
Gebete zu Gott, diese nunmehro ihrer Lehr
beraubte Gemeine dem Schutze und der mä
tigen Bewahrung der heiligen Dreieinigke
worauf sie in Begleitung des Halbkönigs u
seiner Krieger die Reise nach Detroit a
traten.

Tags vorher erhielten diese ohnehin v
Kummer tiefgebeugten Pilger durch ein
angekommen Krieger die Schreckenvolle Na
richt, daß der dritte Theil ihrer Indiane
gemeine, der sich vor einiger Zeit nach i
ren vormals bewohnten Gemeinorten beg
ben hatte, um Lebensmittel zu holen, v
den Amerikanern theils gefangen nach Pitt
burg abgeführt, theils umgebracht word
wären.

Diese traurige Nachricht bestätigte sich
der Folge leider nur allzugewiß, wie a
nachstehender wahren Geschichtserzählung
ersehen ist.

Die Regierung in Pittsburg hatte fi
billig erachtet, die gläubigen Indianer
Schönbrun, welche vor einiger Zeit von de
Amerikanern nebst den Miss. Schebosch g
fangen nach Pittsburg geführt worden, wi
der in Freiheit zu setzen, worauf dieselbe
sich ebenfalls zu ihren Mitgenossen nach San
dusky

Sandusky begeben hatten. Dieses menschliche Betragen der Regierung in Pittsburg, verdroß jene Amerikaner, welche, um dieses Land ganz allein zu besitzen, damals großen Theils die irrige Meinung hatten, daß die Indianer schlechterdings ausgerottet werden müßten. Da diese nun erfuhren, daß ein beträchtlicher Theil der Indianergemeine von Sandusky an den Muskingum gingen, um Welschkorn zu holen; so verbanden sich etwa 200 derselben, diese Indianer daselbst zu überfallen, die vormals von ihnen bewohnten 3 Gemeinorte zu zerstören, und sodann nach Sandusky zu marschiren, um auch den noch übrigen Theil der Indianergemeine vollends zu vertilgen.

Zuerst nahmen die Amerikaner ihren Weg nach Gnadenhütten. Nahe vor dem Orte trafen sie im Busche des Miss. Scheboses Sohn an, verwundeten ihn dermassen, daß er nicht von der Stelle konnte. Er bat, wie die Mörder nachher selbst erzählten, mit dem Beifügen, daß er eines weissen christlichen Vaters Sohn sey, um sein Leben. Sie zerhackten ihn aber dennoch mit Beilen in kleine Stücken. Im Ort selbst trafen sie die Indianer mehrentheils auf den Feldern, umgingelten sie unvermerkt, stellten sich sehr freundlich, bedauerten sie wegen der mancherley erlittenen Trübsale und versicherten sie des Schutzes und der Freundschaft der

zum immer mächtiger werdenden Amerikaner. Die armen Indianer, die von des jungen Schebeschens Tod nichts wußten, gaben ihre Heucheley Beifall, und bewirtheten sie nach Vermögen. Hierauf eröfneten ihnen die Mörder, daß sie Auftrag hätten, sie alle gegen die Mishandlungen der Engländer und ihrer wilden Landsleute nach Pittsburg in Sicherheit zu bringen, welche Wohlthat auch ihren am Sandusky-flusse wohnenden Brüdern und Schwestern von der dortigen Regierung zugedacht sey. Auch hierüber bezeigten sich die Indianer vergnügt, weil sie glaubten, daß auf diesem Wege ihrem bisherigen Leiden ein Ende gemacht werden könnte, und gaben ihre Gewehre, Beile und andere Waffen mit Freuden her; brachten auch ihre im Busche versteckten Sachen willig herbey und halfen dieselben zusammenpacken, um solche bequem nach Pittsburg abführen zu können, wozu sie ihre von Sandusky mitgebrachten Pferde muthig offerirten. Nach Salem zeigten sie selbst einen Trupp von der Räuberhorde den nächsten Weg, und da auch hier die vergeblichen Beschützer ihre Verstellungskunst meisterlich wiederholten; so entschlossen sich die daselbst auf ihren vormaligen Fruchtfeldern beschäftigten Indianer ebenfalls nebst ihren Weibern und Kindern unverweilt den Weg nach Gnadenhütten anzutreten.

Mit-

Mittlerweile waren die nun völlig wehrlosen Indianer sammt ihren Familien in Gnadenhütten von den Amerikanern unvermuthet auf einem Haufen zusammen getrieben ohne allen Widerstand zu Gefangenen gemacht und gebunden worden. Gleiches Schicksal hatten nun auch die ankommenden getäuschten Salemer. Nahe vor Gnadenhütten wurden sie plötzlich angegriffen, ihrer Gewehre, selbst der Taschenmesser beraubt, und gefesselt in den Ort gebracht.

Hierauf hielten die Amerikaner einen Rath über ihre Gefangene, und beschlossen durch Mehrheit der Stimmen, sie allesammt am nächstfolgenden Tage hinzurichten. Diejenigen unter ihnen, deren Gwissen noch nicht ganz fühllos war, und daher zu dieser schreckvollen Schandthat ihre Einwilligung nicht geben wolten, rungen die Hände, und riefen Gott zum Zeugen, daß sie an der Vergiessung des Blutes dieser ganz unschuldigen christlichen Indianer keinen Theil hätten. Allein, die übrigen liessen sich dadurch keineswegens an ihrem Vorhaben irre machen, und waren blos über die Art der Todesmarter nicht ganz einig. Verschiedene wollten die Gefangenen zusammen verbrennen, andere aber stimmten fürs Scalpen, und letztere behielten endlich die Oberhand; worauf der Anführer dieser letztern Parthey sich zu den getauften Indianern verfügte, und ihnen ankündigte, daß sie, da sie sämmtlich christliche India-

ner wären, sich auch christlich zubereiten möchten, denn morgen müßten sie alle sterben.

Daß diese ganz schuldlosen Menschen über dieses so unerwartete Todesurtheil heftig erschracken, läßt sich leicht denken. Indessen faßten sie sich doch bald, und liessen sich ganz geduldig in 2 Häuser führen, in deren einem die Männer, im andern aber ihre Weiber und Kinder gleichsam wie gebundene Schlachtschaafe hingeworfen wurden. Unter dieser grausamen Behandlung erklärten sich die gebundenen Indianer gegen ihre Peiniger, daß Gott, dem allwissenden Herrn über Leben und Tod, ihre völlige Unschuld bekannt sey, daß sie aber dennoch, aus kindlicher Ehrfurcht gegen Seine unerforschliche Zulassung, bereit wären, willig in den Tod zu gehen. Da sie aber bey ihrer Bekehrung und Taufe Jesum Christum, ihrem göttlichen Heiland und Erlöser, mit Herz und Mund versprochen hätten, in aller Absicht nur allein für Ihn und zum Wohlgefallen Seines himmlischen Vaters in stetem Gehorsam gegen die Leitung des heiligen Geistes, auf dieser Welt zu leben, u. sie sich doch so mancher Versehen in treuer Ausübung dieser gethanen Angelobung bewußt wären; so wünschten sie, etwas Zeit zu haben, um ihr Herz zu prüfen u. Gott um Vergebung ihrer mannigfaltigen Untreuen und um getrosten Ausharren im Tode gemeinschaftlich anflehen zu können. Dieser Wunsch ward ihnen gewährt, und sie verbrachten ihre letzte Nacht hienieden

im Gebet, sprachen einander Muth zu, und eins ermahnte das andre, bis ans Ende treu zu bleiben.

Sobald ihr Todestag angebrochen war, wurden 2 Häuser zu ihrer Hinrichtung ausgesucht, eines für die Männer, das andere für die Weiber und Kinder, und diese nannten die muthwilligen Mörder gradezu Schlacht-Häuser. Da dieses geschehen, begaben sich einige blutdürstige Amerikaner zu den gefangenen Indianern, und bezeigten sich ungeduldig darüber, daß die Hinrichtung noch nicht anginge, worauf sich diese einmütig erklärten, daß sie nunmehro zum Sterben bereit wären. Sie hätten ihre unsterbliche Seelen Gott zu Gnaden empfohlen und die gewisse Versicherung erhalten, daß sie zu Ihm komen und bey Ihm ewige Glückseligkeit genieſſen solten; weshalb sie sich für diejenigen, die eine Wonne darinn suchten, ihren sterblichen Leib unschuldig zu peinigen, nicht im geringsten fürchteten.

Gleich nach dieser Erklärung ging das Blutbad an. Die unschuldigen Indianer und Indianerinnen wurden sammt ihren Kindern je zween u. zween in gedachte 2 Schlachthäuser von ihren Mördern an Stricken hingeführt, gescalpt (*) und so auf eine sehr schmerzliche Art ums Leben gebracht.

*) Diese unter den Wilden gewöhnlichste Todesart, ist bereits in den ersten Theile der Indianer-Geschichte von Nordamerika, umständl. erörtert worden.

Sie waren dabey, nach dem eigenen Zeugnisse der von schwarzer Mord- u. Raubsucht beseelten barbarischen Namenschristen, ausserordentlich geduldig, u. gingen ihrem Tode mit der heitersten Gelassenheit entgegen. Eine einzige Indianerin, Namens Christina, die ehdem im ledigen Schwesternhause zu Bethlehem gewohnt u. sowohl Deutsch als Englisch sprechen gelernt hatte, fiel zwar vor dem Amerikanischen Capitain auf die Knie, und bat um ihr Leben, bekam aber zur Antwort, daß er ihr nicht helfen könne.

Sechs und Neunzig Personen waren es, die bey dieser schaudervollen Hinrichtung, durch ihre muthvolle Standhaftigkeit, mit welcher sie getrost den grausamsten Tod erlitten, ihren niederträchtigen Peinigern die Ueberzeugung gleichsam aufdrangen, daß sie bessere Christen als sie, nämlich, thätige Verehrer Gottes und treue Anhänger Jesu Christi wären; welches viele von denselben nachher zu spät eingesehen und zu ihrer eigenen Beschämung öffentlich bekannt haben. Die Anzahl der gescalpten Väter und Mütter war 62, worunter sich 5. der würdigsten Nationalgehülfen befanden. Ihre 34 Kinder beyderley Geschlechts, hatten ein gleiches Schicksal.

Ausserdem entrunnen zwey 16 jährige Jünglinge den Händen der Mörder auf eine sehr wunderbare Weise. Der eine, als er sahe, daß die Ermordung ihren Anfang nehmen sollte, machte sich glücklich von seinen Fesseln los, entwischte und merkte aus dem Haufen, und kroch durch ein enges Fensterloch in den Keller unter dem Hause, in welchem die Indianerinnen nebst ihren Kindern hingerichtet wurden. Nach seiner Aus-

sage floß das Blut dieser Schlachtopfer durch den schadhaften Fußboden stromweise in den Keller, woraus deutlich zu schliessen, daß wenigstens ein Theil derselben nicht bloß geschabt, sondern mit Beilen oder Schwerdtern in Stücken zerhackt worden. Dieser Jüngling, zu dessen Glück niemand von den Mördern in den Keller kam, hielt sich bis Abend in demselben verborgen, da es ihm nach vieler Mühe gelang, sich zu dem nämlichen Fensterloch wieder hinauf zu arbeiten, mit Lebensgefahr durchzudrängen, und in ein nahes Gesträuch zu entkommen. Dem andern Jüngling, Namens Thomas, hatten die Mörder nur einen Schlag gegeben, u. Kopfhaut abgezogen, und ihn für Tod gehalten. Weil ihm aber beim Scalpen die feine Haut, welche unmittelbar auf der Hirnschale liegt, nicht verletzt worden war, so kam er nach einer Weile wieder zu sich, u. sahe sich mit lauter zerfleischten Leichnamen umgeben. Unter diesen bemerkte er seinen Busenfreund, Namens Abel, der noch Leben hatte, und sich zu erheben bemühete. Bald darauf untersuchte einer der Mörder die Leichname, bemerkte Abels Bewegung, u. tödtete denselben mit einigen Beilhieben. Thomas hingegen blieb unter unsäglichen Schmerzen immer ganz stille liegen, bis es finster wurde. Jetzt wagte er es, über die todten Leichname hinweg bis an die Thür zu kriechen, und als er niemand bemerkte, schlich er sich langsam fort, entkam ebenfalls in den Busch, wo er sich die Nacht hindurch verbarg. Am nächsten Morgen trafen diese beiden Jünglinge zusammen, wo der Gesunde seinen gescalpten kranken Bruder nach Möglichkeit pflegte und mit ihm, durch Gottes wunderbare Erhaltung in so vieler Noth und Gefahr, auf grosse

Umwege wieder zu den übrigen getauften Indianern nach Sandusky kam. (*) Ehe jedoch mehrbesagte Jünglinge diese Gegend verliessen, bemerkten sie aus ihrem Gesträuche, daß die Mörder über die glückliche Ausführung ihres schwarzen Unternehmens, ein allgemeines Freudenfest veranstalteten, die beiden mit todten Leichnamen angefüllten Bluthäuser in Brand steckten, und endlich nach Pittsburg zurückkehrten.

Vorstehende wahre Geschichtserzählung begründet sich sowohl auf die eigne Aussage der Mörder, als auf den Bericht obgedachter beiden Jünglinge.

Die inzwischen mit ihren Familien nach Detroit pilgernden Missionarien, fanden bey dem dasigen Gouverneur abermals alle nur mögliche Unterstützung. Hierdurch wurden sie in den Stand gesetzt, die zerstreuten Indianer nach und nach wieder an sich zu ziehen, und ihren Unterricht fortzusetzen.

Nach dem im Jahre 1783 zwischen England und den Amerikanischen Freistaaten abgeschlossenen Frieden, wurde diese seit 45 Jahren unter so mancherley Druck fortgeführte Mission, von der hohen Landesobrigkeit aufs kräftigste unterstützt, so daß sich in kurzer Zeit wieder neue Gemeinorte von getauften Indianern formiren konnten, und die Anzahl derer Mitglieder hat sich seitdem, laut der neuern Berichte von daher, beträchtlich vermehrt.

*) Ein redender Beweis, daß wirklich Gescalpte beim Leben erhalten werden können, wovon ebenfalls schon im ersten Theil dieser Geschichte ein Mehreres gesagt worden ist.

Ende des zweiten Theils.